Glauben und Wissen

1907. V. Jahrgang Heft 11, November



Geistige Strömungen der Gegenwart.

IV. Die Probleme des Menschenlebens.

(Schluß.)

c) Im gewissen Zusammenhang mit dem Problem der Geschichte steht das Problem der Gesellschaft und des Individuums.

Die Wendung zur Gesellschaft und zur gesellschaftlichen Kultur hat unser Leben in wesentlich neue Bahnen geleitet. Das Zusammenstreben und Zusammenwirken hat viel sonst schlummernde Kraft erweckt, es hat uns Waffen geschmiedet wider viele Leiden des Daseins, es hat dem in der Vereinzelung leicht verweichlichenden Leben mehr Kraft und Härte gegeben. Zugleich eröffnete die engere Verbindung reiche Quellen moralischer Gesinnung, die Teilnahme für einander wuchs, ein Bewußtsein innerer Solidarität ward ausgebildet. Die Wissenschaft durchschaut besser das Leben und Sein der Menschheit, wenn sie es sozialpsychologisch, d. h. vom Ganzen her, versteht; dem Handeln aber eröffnen sich weite Aussichten, wenn es den Hebel bei den allgemeinen Verhältnissen ansetzt, sich nicht bloß direkt an die Individuen wendet. Die gesellschaftliche Kultur scheint also alles in sich selbst zu besitzen, um die menschlichen Wünsche zu befriedigen und das ganze Dasein des Menschen zu umspannen. Dennoch, sehen wir uns die gesellschaftliche Gestaltung der Kultur näher an, so finden wir, daß es nur Täuschung ist.

Die gesellschaftliche Kulturgestaltung hält sich an den Menschen des natürlichen Daseins, sie erwartet alle Vergeistigung von einem Zusammenschluß der einzelnen Kräfte. Dieser Zusammenschluß aber kann auf dem Boden der bloßen Erfahrung nicht mehr sein als eine Berührung im Nebeneinander, eine Ausbildung von Beziehungen mannigfacher Art, nun und nimmer aber ein innerer Zusammenhang.

Wohl gewinnt dabei der Einzelpunkt mannigfache Beziehungen zu Menschen und Dingen und zugleich ein Wachstum des Wirkens, aber das beherrschende Zentrum bleibt immer das natürliche Ich. So gibt es hier kein direktes, kein uneigennütziges Interesse für das Ganze; die Zusammenfügung ist dem Einzelwesen so weit wertvoll, als sie seinem besonderen Wohle dient, nicht weiter. Ebenso wenig hat diese Lebensordnung irgendwelchen Platz für ein selbständiges und ursprüngliches Schaffen; denn alle Betätigung entzündet sich hier an den Beziehungen nach außen und bleibt streng daran gebunden, alles liegt hier an der Leistung für die Welt um uns; die eigene Innerlichkeit des Menschen, ein geistiges Selbst kommt nirgends in Frage. Auch kann die Verbindung der einzelnen Kräfte auf diesem Boden nun und nimmer neue, innerlich überlegene Größen gegenüber dem Individualleben erzeugen. So entfallen notwendig die Begriffe des Guten und des Wahren. Der herrschende Wertbegriff ist hier das Nützliche als das, was der natürlichen Selbsterhaltung dient. Bei der Wendung zur Gesellschaft erfährt dieser Begriff eine Erweiterung, neben den Nutzen des Individuums tritt der der Gesellschaft. Aber das ihrer Erhaltung Dienliche bleibt grundverschieden vom Guten; denn auch bei der weitesten Ausdehnung bleibt das Streben an die natürliche Selbsterhaltung gekettet und vermag keine inneren Güter anzuerkennen. Ebenso wenig kann sich hier eine Wahrheit behaupten; denn nichts anderes kann die äußere Verbindung der individuellen Lebenskreise ergeben, als daß in der gegenseitigen Berührung sich gewisse Gedanken als die verbreiteteren und als die stärkeren, d. h. aber als die zur Lebenserhaltung nützlicheren, über die andern hinausheben, sich untereinander verketten und in ihrem Zusammenwirken eine gewisse Gemeinschaft des Vorstellungslebens erzeugen. Das aber ist von Wahrheit himmelweit entfernt. Der Grundfehler der gesellschaftlichen Lebensführung aber ist der, daß sie das Peripherische über das Gesamtbild des Geisteslebens entscheiden läßt, d. h. daß sie eine Kultur erzeugt, welche die zentralen Fragen, die Fragen der Weltanschauung und der Persönlichkeit, der Kunst und der Religion als Nebensachen behandelt und über Leistungen im Zusammensein die Sorge für das eigene Sein des Menschen zurückgestellt, wenn nicht vergißt. Eine solche Kultur kennt keine inneren Probleme und Konflikte des Menschen, kein Ringen um Welten, sie macht notwendig das Leben eng und klein. Indem man das menschliche Dasein möglichst von den Weltfragen ablöst, in die soziale Sphäre verlegt und in technisch-praktische Arbeit aufgehen läßt, glaubt man es von den Verwicklungen der Metaphysik zu befreien und auf die sichere Basis der Erfahrung zu stellen; man vergißt aber, daß dem weltüberschauenden Wesen, was doch einmal der Mensch ist und bleibt, mit solcher Vertreibung der Weltprobleme ein inneres Verhältnis zu sich selbst genommen wird, und daß er damit unvermeidlich eine wahrhaftige Selbständigkeit und Unabhängigkeit verliert; denn eine solche läßt sich in keiner Weise durch irgendwelche Veranstaltung, etwa durch eine möglichst radikale Verfassung, von außen her beibringen, sie kann sich nur entfalten, wo der Mensch eine Innenwelt besitzt und in ihr Probleme findet, deren Lösung ihm wichtiger und zwingender wird als alle Wirkung nach außen, alle Rücksicht auf die Umgebung. Derartige Entwicklungen nach der Peripherie hin lassen sich eine Zeitlang ertragen, ein überkommener Lebensbestand liefert stillschweigend

eine Ergänzung, man kann für einige Zeit von ererbtem Kapitale zehren; aber schließlich muß sich das Kapital erschöpfen, die Frage der Urerzeugung wird unabweisbar, die großen Probleme verlangen unsere eigene Antwort. Die gesellschaftliche Kultur will das Geistesleben auf den bloßen Menschen nicht stellen, ohne ihn auch innerlich zu erhöhen, sie will mehr aus der Gesellschaft machen, indem sie ihr die höchsten Güter anvertraut; aber mit eigenen Mitteln kann sie solche Erhöhung nicht erreichen, vielmehr zerstört sie bewußt oder unbewußt die Bedingungen der Größe und kann daher nicht verhindern, daß eine bloße Menschen- und Massenkultur echte Geisteskultur weit zurückdrängt.

Die Unzulänglichkeit einer bloßgesellschaftlichen Kultur mußte naturgemäß eine Gegenbewegung ins Leben rufen. Diese Bewegung, die das moderne Individuum unternahm, entsprang zunächst weniger einer Sorge um den Geistesgehalt des Lebens, als sie eine Abwehr der Schädigungen war, womit das Vordringen jener Kultur das Individuum bedrohte; doch standen tiefere Probleme dabei im Hintergrunde und wirkten zur Verschärfung des Gegensatzes.

Die gesellschaftliche Kultur behandelt das Individuum als ein Stück ihres großen Räderwerks, sie schätzt es nur nach seinen Leistungen, sie muß es für ihre Zwecke vielfach beengen und beschränken. Dazu wirkt sie mit ihren zahlreichen Verzahnungen und Durchkreuzungen der Elemente, mit ihrer Anhäufung von Massen, ihrem lauten und fabrikmäßigen Getriebe übermächtig zur Unterdrückung und Abschleifung der industriellen Züge, sie gestattet keine stille Ruhe zur Ausbildung eigentümlicher Art, sie macht die Menschen gleichartiger, sie erzeugt gewisse Durchschnitte, die leicht sich selbst zum Maßstab für Gut und Böse, für Wahr und Unwahr machen. Muß sich gegen solche Bindung und Gleichmachung nicht schließlich das Individuum kräftigerer Art erheben und geltend machen, daß der Mensch keineswegs in das Verhältnis zur gesellschaftlichen Umgebung aufgeht, daß vielmehr das Beste an ihm, die Einheit und die Innerlichkeit des Lebens, jenseits jenes Verhältnisses liegt. Der Mensch als denkendes Wesen hat ein unmittelbares Verhältnis zur Wirklichkeit, oder er kann es doch haben, er ist kein bloßes Glied einer Verkettung, er kann sich selbst zu einem Weltwesen erweitern. Ist es nun nicht ein Widersinn, einem solchen Wesen das Geistesleben erst durch Gesellschaft vermitteln und es dabei an das Maß dessen binden zu wollen, was der Zusammenschluß der Kräfte an Geistigkeit erreicht? Soll das Wesen, das aus seinem Grundverhältnis zur Geisteswelt einen unendlichen Wert besitzt, sich seinen Wert erst von menschlicher Schätzung verleihen lassen, soll es von Gnaden der Menschen leben und damit alle Unabhängigkeit der Gesinnung einbüßen? Soll der Mensch sich einer Wahrheit, ja einer geistigen Existenz erst froh und sicher fühlen, nachdem die Gesellschaft sie ihm mit Brief und Siegel verbürgt hat? In dem allen erscheint das Individuum, d. h. das von geistiger Bewegung erfüllte Individuum, als der Vertreter der Geisteskultur gegenüber einer bloßen Menschenkultur, einer innern Unendlichkeit gegen alle äußere Begrenzuug, es erscheint als die der Verflachung widerstehende, aus der Erstarrung aufrüttelnde, hohe Ziele erhaltende, das menschliche Streben immer neu auf seine wahren Grundlagen zurückführende Kraft. Dennoch, eins ist nicht zu vergessen: die Überlegenheit

des Individuums beruht nur darauf, daß es eine Geisteswelt hinter sich hat und aus ihrer Kraft schöpft. Dies ist aber keineswegs die Meinung des modernen Individualismus. Er stellt das Individuum gänzlich auf sein unmittelbares Dasein und heißt es, von da aus alle Kultur aufbauen; er entwickelt eine besondere Energie in dem Bestreben, alle unsichtbaren Zusammenhänge zu lockern, nicht nur die Bindung an Menschen, sondern auch die an eine Geisteswelt aufzulösen. Dann aber verbleibt ihm nichts anderes, als der unmittelbare seelische Zustand, das subjektive Befinden. Als wahr gilt nunmehr nur das, was die Seele des einzelnen empfindet, und was sie eben jetzt empfindet, und es weicht der Begriff einer einzigen Wahrheit dem unzähliger Wahrheiten, jeder hat hier seine eigene Wahrheit. Zugleich greift hier der Anspruch um sich, unbekümmert um alles, was da gilt, um Sitte und Gesetz, die eigene Art nach freiem Belieben und Gefallen zu entfalten, sich rücksichtslos auszuleben. Hier aber liegt der Fehler, der auch die boße Individualkultur als unzulänglich erscheinen läßt. Zunächst ist das Individuum des unmittelbaren Daseins, und das allein steht hier in Frage, weder unabhängig noch selbstgenügsam genug; im Gegenteil, es ist in Wahrheit alles eher als dieses. Vererbung, Umgebung, Erziehung bedingen es nicht nur aufs Mannigfachste, sie scheinen es ganz von sich aus zu gestalten. Der Individualist sonnt sich z. B. im stolzen Gefühl der Unabhängigkeit, aber zu starker Belebung gelangt dieses Ziel doch nur, indem er die andern als Zuschauer und Bewunderer seiner Größe denkt. Gerät dazu nicht auch das Bewußtsein der Größe in Gefahr, einen Zusatz von Eitelkeit in sich aufzunehmen, so daß sich das gute Recht des Individuums leicht mit Verkehrtem vermischt? Zweitens aber wird das vom Individuum des unmittelbaren Daseins entwickelte Leben um so leerer und hohler, je konsequenter es die Grundbehauptung durchführt. Der Individualismus möchte dem menschlichen Leben gewiß zur vollen Entwicklung seiner Kraft verhelfen und ihm möglichst den Charakter der Größe geben; aber wird er zu einer wahrhaftigen Größe gelangen können, wenn er alle inneren Zusammenhänge und damit alle Möglichkeit einer Erweiterung des Menschen zu einem Weltwesen aufgibt? Es gibt kaum einen härteren Widerspruch, als die Menschen zu einer überlegenen Innerlichkeit führen zu wollen und zugleich eine selbständige Innenwelt scharf und erbittert zu bekämpfen. Mag der heutige Stand der Religion, die ja an erster Stelle jene selbständige Innenwelt vertritt, in vieler Hinsicht unerfreulich genug sein, wir sollten doch als freie Menschen unsere Begriffe und Überzeugungen von höchsten Dingen nicht nach dem bilden, was die Umgebung uns zugeführt, sondern nach dem, was die Notwendigkeit des eigenen Lebens verlangt. Ohne eine Umkehrung der ersten Lage aber, ohne Religion gibt es keine selbständige Innenwelt, keine wahrhaftige Größe des Lebens. Demnach müssen wir sagen: Ist der moderne Individualismus mit seiner Betonung der unvergleichlichen Eigenart des Einzelwesens mehr als eine Reaktion gegen ein bloßgesellschaftliche Kultur, so steht er im Dienst einer geistigen Erneuerung des Lebens und muß dann auch weitere Zusammenhänge anerkennen; legt er sich beim bloßen Subjekt fest, so wirkt er zur Zerstückelung und Verflachung des Lebens, so bindet er uns an eben die bloße Menschenkultur, der er so gerne entrinnen möchte.

Wenn so weder die bloß gesellschaftliche noch die individualistische Kultur den Aufgaben gewachsen ist, so ist damit eine innere Überwindung des Gegensatzes erforderlich. Individuum und Gesellschaft sind notwendige Mittel und Erscheinungsweisen des Geisteslebens; es bedarf zu seiner Ursprünglichkeit der Individuen, zu seiner Befestigung der Gesellschaft. Individuum und Gesellschaft aber ziehen ihre Kraft und Wahrheit nicht aus sich selbst, sondern aus den geistigen Zusammenhängen, denen sie dienen. Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wird sich auf dem Boden der Geschichte verschieden gestalten; die Gesellschaft hat den Zug des Lebens für sich, wo es nach Auflösungen und Erschütterungen vor allem einer Befestigung bedarf, wie z. B. gegen Ausgang des Altertums. Was damals auch die kräftigsten Individuen zwingend zur Anlehnung an die Gemeinschaft trieb, das stellt uns namentlich Augustin klar vor Augen. Die Bewegung zum Individuum erhält dagegen dort das Übergewicht, wo frisch aufstrebende Kräfte die überkommenen Ordnungen als zu eng und starr empfinden und sich in Befreiung von ihnen neue Bahnen zu suchen haben. Das war die Hauptwoge der Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert hinein. Daß dann ein Rückschlag kam, und daß in der Gegenwart sowohl die Gesellschaft als das Individuum eine Verstärkung verlangt, daß eine praktisch-soziale und eine künstlerisch-individuale Art um dem Menschen kämpfen, das zeigt mit besonderer Deutlichkeit die innere Zerklüftung unserer Zeit, das muß aber zugleich als ein starker Antrieb zur Erhebung über jenen Gegensatz, zur Wendung von einer bloßen Menschenkultur zu einer Geistes- und Wesenskultur wirken.

d) Führte das Wie der Kultur zu den Problemen der Geschichte und Gesellschaft, so führt uns nun weiter die Frage nach dem Was der Kultur zu denen der M o r a l und K u n s t. Alt ist der Zwist zwischen Kunst und Moral, der jetzt die Gemüter so stark erregt. Die Woge der Zeit ging hin und her und trieb bald das eine und bald das andere empor. Kein Geringerer begann die Anklagen gegen die Kunst als der größte Künstler unter den Denkern: Plato. Indem er die ganze sichtbare Welt zur Erscheinung einer unsichtbaren machte und aller bloß gesellschaftlichen Kultur einen unerbittlichen Kampf erklärte, dünkte ihm die Kunst, wie sie ihn umgab, ein Haupthemmnis eines wesenhaften, in sich gefestigten, vom Ziel des Guten erfüllten Lebens. Aber unbekümmert um diese Anklagen ging die Kunst doch ihren Weg und behauptete die Führung des antiken Lebens. Je mehr sie freilich ins Weiche und Spielende geriet, desto stärker wurde der Rückschlag einer herben und harten Moral, desto mehr wurde Cynismus und Stoicismus eine Zuflucht stolzer, den Genuß verschmähender Seelen. Auch das alte Christentum stand so sehr unter der Empfindung eines das ganze Leben durchdringenden moralischen Gegensatzes und einer notwendigen Anspannung aller Kraft für die eine Aufgabe, daß hier die Kunst keinerlei selbständigen Wert erlangen konnte; selbst über einen Augustin haben kunstfeindliche Stimmungen eine große Macht gewonnen. Erst die Durchbildung des Kirchensystems wirkte hier zur Beruhigung und Ausgleichung, die mittelalterliche Lebensordnung brachte die Kunst als eine Dienerin und Gehülfin der Religion zu Ehren, ohne sie dabei der Moral selbständig gegenüberzustellen. Die Neuzeit dagegen mit ihrer größeren Lebensenergie und ihrer Schärfung aller Gegensätze zersprengte sofort die mittelalter-

liche Vermittlung. Ihr Beginn in Renaissance und Reformation gibt dem Gegensatz den schroffsten Ausdruck. In der Renaissance zuerst kommt eine ästhetische Welt- und Lebensanschauung zur vollen Bewußtheit. Das Schöne wird hier das Hauptwerkzeug des Lebens, das wichtigste Mittel zur Herausarbeitung aller Kraft, zur Selbstaneignung und Selbstgenießung des Menschen; die Kunst lehrt das Leben sich selbst finden und seine Höhe erreichen, während die Moral als eine von draußen auferlegte Fessel und starre Satzung empfunden wurde. In entgegengesetzter Richtung wirkte die Reformation zur Verstärkung der Moral und zur Schmälerung der Kunst. Wo alles an dem direkten Verhältnis der Persönlichkeit zu Gott lag, da mußte sich das Unsinnliche schärfer vom Sinnlichen abheben und selbstgenugsam fühlen, da kam ein großer moralischer Ernst in das Leben, während die Kunst zurückwich und im Kultus der Glanz ihrer Bilder leicht als eine Verdunklung der innern Gegenwart Gottes erschien. Dieser Gegensatz geht auch noch durch die Jetztzeit. Die Wendung zur sinnlich nächsten Welt hat eine Fülle moralischer Antriebe aufgebracht. Enger als je zuvor wird der Mensch durch die Gemeinschaft der Arbeit an den andern gekettet und zu einem Wirken in Reih und Glied angehalten. Und von hier aus ergibt sich eine Verbindung der Moral mit einem tief innerlichen Verlangen der Seele. In der ungeheuren Erschütterung aller Verhältnisse, in dem Wanken aller Überzeugungen von letzten Dingen erscheint vielen die Moral als der Punkt, wo die Menschen sich am leichtesten zusammenfinden mögen, wo sich am ehesten ein sicherer Halt bieten wird. So die Bewegung der „ethischen Kultur", der Gesamtlage der Zeit nach einer weit größeren Wirkung fähig, wäre sie von vornherein energischer der Zutat seichter Aufklärung entkleidet worden. Aber dieselbe Zeit, die so stark von ethischen Aufgaben bewegt wird, erzeugt zugleich viel leidenschaftlichen Widerspruch gegen die Moral als eine Bedrückung und Einengung des Menschen. Mit der wohlverständlichen Ablehnung einer bloß gesellschaftlichen Moral verflicht sich dabei auch der Ausbruch der dem Durchschnittsmenschen innewohnenden Antipathie gegen alle Moral als eine Beschränkung roher Triebe; der jämmerlichste Wicht dünkt sich oft groß und überlegen durch ein Verspotten ewiger Ordnungen, die freilich seiner Sklavenseele bloße Ketten sind. Was sollen wir nun zu dem allem sagen?

Was zuvörderst die Kunst anlangt, so ist ihre Anerkennung innerhalb eines weiteren Lebens etwas anderes als ihre Erhebung zum beherrschenden Mittelpunkt des gesamten Lebens. Letzteres aber verlangen heute nicht wenige. Man will eine souveräne, eine freischwebende Kunst, die aus eigenen Mitteln lebt, und man will diese Kunst als die Seele des ganzen Lebens. Das aber treibt nicht nur das Leben in eine zu enge Bahn, es ergibt für die Kunst selbst eine unerträgliche Schädigung und Verflachung; denn was wäre die Kunst, die sich unter Auflösung aller Zusammenhänge lediglich auf das eigene Vermögen stellt? Sie wäre eine bloße Bewegung der Kräfte, ein Erregtwerden von den Eindrücken und ein Wiedergeben der Eindrücke, ein buntes und heiteres Spiel, ein frisches Eingreifen und Ausnutzen des Augenblicks, aber sie wäre durchaus Oberfläche, sie hätte hinter sich keine Seele, kein Ganzes des Lebens, woraus sie schöpfen und dessen Fortbildung sie dienen könnte. Eine bloß künstlerische Kultur ist also ein Unding.

Wie steht es nun mit einer bloß moralischen Kultur?

Daß der Moral eine ausgezeichnete Stellung gebührt, wird gleich zur Sprache kommen. Aber wo sie unmittelbar das ganze Leben einnehmen will, ergeht es ihr nicht anders als der Kunst; sie gerät ins Leere und verliert ihre Seele. Was wurde die Moral in den philosophischen Systemen, die sie zum alleinigen Inhalt des Lebens machten? Sie wurde gewöhnlich ein Gebot, dessen Erfüllung über alles sonstige Dasein hinauszuheben schien, ein Gebot von großer Strenge, aber doch nicht unerfüllbar, nicht die Schranken menschlichen Vermögens überschreitend; denn eine solche Überschreitung hätte sofort über die bloße Moral hinaus in weitere Zusammenhänge geführt. So bei sich selbst befindlich und dem höchsten Ziel gewachsen, pflegte die Moral ein starkes Selbstbewußtsein zu entwickeln und damit auch ihren Diener zu erfüllen. In der Unterordnung selbst, ja in dem Bekenntnis der Schwäche fühlte er sich andern überlegen, geriet er in Gefahr einer Werkgerechtigkeit, eines Pharisäismus. Auch wirkt der Umstand, daß die bloße Moral über den Charakter eines Gesetzes und Gebotes nicht hinauskommt, zu ihrer inneren Schädigung; denn sie wird immer etwas Fremdartiges bleiben, nicht zur Sache voller Aneignung und freudiger Liebe werden. Demnach ist eben das, was bei der Moral das Beste dünkt, Demut und Liebe, unerreichbar bei ihrer Isolierung.

Wir fanden bei direkter Berührung Moral und Kunst in einem gespannten, leicht feindlichen Verhältnis. Völlig anders gestaltet sich nun aber die Sache, wenn die beiden erst durch das Ganze des Geisteslebens hindurch in Verbindung treten, wenn die eine auf die andere nur dadurch wirkt, daß sie zunächst dem Ganzen dient. Sehen wir, wie die eigentümliche Lage unserer Zeit dem eine besondere Anschaulichkeit gibt!

Der Mensch ist, von ihm aus angesehen, ein großer Widerspruch; was den Kern seines Wesens bildet und seinem Leben allein einen Inhalt zu geben vermag, das erscheint im unmittelbaren Dasein als etwas Fernes und Fremdes. Die niedere Stufe, deren Überwindung die Aufgabe des Menschenlebens bildet und ihm allein einen Sinn gibt, hält uns fest und zieht alle geistige Regung zu sich zurück. Wohl überschreitet auch die Durchschnittskultur die bloße Natur, aber was sie an Geistesleben entwickelt, das pflegt sie arg zu entstellen, indem sie es bloßmenschlichen Zwecken unterordnet; auch wird auf diesem Boden zu einer Sache bloßer Gewöhnung und träger Routine, was ohne ein unablässiges Neuentstehen seine Wahrheit einbüßt. So bedarf es eines energischen Aufrüttelns aus dieser Lage, eines Selbständigwerdens des Geisteslebens gegenüber dem Menschen, einer völligen Umkehrung des Lebens. Nichts aber treibt zwingender zu solcher Umkehrung, zur Erringung eines neuen Ausgangspunktes, als die Moral, indem sie radikal mit dem alten Ich bricht und das wahre Selbst allein im Geistesleben findet. Das große Entweder — Oder, unter dem das menschliche Leben steht, wird hier rein herausgearbeitet. Sollte das nun nicht seinen großen Einfluß auch auf die Kunst erstrecken? Die heutige Kunst kämpft mit immer neuer Belebung des Subjekts wider alles Konventionelle zugunsten einer vollen Wahrhaftigkeit der Empfindung. Dazu aber gehört eine selbständige Seele und die Gegenwart einer wesenhaften Geisteswelt im Leben und Schaffen des

Menschen. Ist es nun die Moral, die allein uns einer solchen wesenhaften Geisteswelt versichert und uns fest in ihr wurzeln läßt, die uns zwingend über das Kleinmenschliche hinaushebt, so gibt es kein Aufsteigen der Kunst zur höchsten Höhe ohne eine, wenn auch unbewußte Anerkennung und Aneignung der Moral.

Nicht minder aber als die Kunst im Ganzen des Geisteslebens der Moral bedarf, bedarf diese auch wieder der Kunst. Es handelt sich bei der Wendung zum Geistesleben nicht um einzelne Leistungen und Fortschritte, sondern um den Gewinn einer neuen Welt, um den Aufbau einer geistigen Wirklichkeit. Nun zeigt aber die Erfahrung den Menschen an das bloße Nebeneinander und die mechanischen Ordnungen der sinnlichen Welt gekettet; neue Zusammenhänge müssen erst aufgebracht werden und können das nur durch ein kühnes Sichemporringen, durch ein Vorausentwerfen und inneres Zusammenschauen; es bedarf hier einer Beflügelung der Seelenkräfte, einer Erhebung über die Niederungen des Lebens, eines Aufsteigens zu reineren Höhen mit neuen Ausblicken. Die Notwendigkeit dessen werden namentlich die anerkennen, welche mit uns unsere menschliche Welt nicht als eine fertig abgeschlossene, sondern als eine in Weiterbildung und Umbildung befindliche, ja von einem durchgehenden Gegensatz beherrschte verstehen. Ihnen wird eine Befreiung vom Druck des nächsten Lebensstandes, ein Wegebahnen und Vorauseilen geistiger Kraft durchaus unentbehrlich dünken. Wer anders aber wäre dazu mehr berufen und befähigt als die Kunst mit ihrer freien Beweglichkeit und schöpferischen Phantasie? In Wahrheit steckt daher in den höchsten Leistungen aller Hauptgebiete ein mächtiges Wirken künstlerischer Art. Am meisten ersichtlich ist das wohl in der Religion, zumal der christlichen; denn durch nichts hat sie mehr gewirkt als dadurch, daß sie eine neue, höhere Art des Seins als eine anschauliche Wirklichkeit, ein zusammenhängendes Ganzes in einem lebendigen Gesamtbild der Menschheit vorhielt, ein Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe, ein Reich Gottes. Wohl hatte das Vorgehaltene keine in der Erfahrung vorliegende Wirklichkeit, aber als ein Erzeugnis innerer Notwendigkeiten des Geisteslebens hatte es mehr Wahrheit als alles empirische Dasein, ließ es in unbegrenzte Tiefen blicken und die ganze nächste Welt als eine besondere, keineswegs abschließende Art der Wirklichkeit erkennen. So sehen wir deutlich, daß die Kunst mehr ist als ein Sondergebiet und eine angenehme Sonntagsbeschäftigung; ihr Wirken durchdringt das Leben und leitet alle Bewegung zu weiteren Höhen; die Kunst als ein besonderes Reich ist nur die sichtbarste Verkörperung solches Strebens. Sollte nun wohl die Moral ihr befreiendes und belebendes Wirken entbehren können? Liegt doch auch die stärkste Kraft nicht in einzelnen Begriffen und Lehren, sondern in der eindringlichen Vorhaltung eines Gesamtbildes, dem kühnen Voraneilen der Gedanken und Hoffnungen zu einem besseren Gesamtstande, der in aller äußeren Ferne doch als ein innerlich Nahes, als ein unbedingt Seinsollendes empfunden wird.

So ist in Wahrheit wie die Kunst auf die Moral, so die Moral auf die Kunst angewiesen. Gewiß arbeiten beide an verschiedenen Stellen, und ihre Bewegungen können leicht auseinander, ja gegeneinander gehen; aber was daraus an Konflikten entstehen mag, es ist nicht unüberwindlich, sobald beide Gebiete sich inner-

halb eines umfassenden Geisteslebens und als Mitarbeiter an seinen Aufgaben fühlen und danach gestalten; denn dann läßt sich durch alle Spannung und Entzweiung hindurch ein gemeinsames Ziel erstreben.

e) Es bleiben uns endlich unter den Problemen des Menschenlebens noch zwei zu erörtern übrig; das sind die Probleme der Persönlichkeit und der Freiheit des Willens.

An dem die Geschichte der Menschheit durchziehenden Streit über die Persönlichkeit ist ohne Zweifel viel Wortstreit. Aber wie oft, so ist auch hier der Streit um das Wort nur die Erscheinung eines Gegensatzes in der Sache. Nicht deshalb schätzen hervorragende Denker bis zur Gegenwart Persönlichkeit, weil sie sich in das Wort verliebt haben, sondern weil sie in ihm einen Gedanken bezeichnet, eine Tatsache behauptet finden, auf die sie keinenfalls verzichten wollen. Wie Person und Persönlichkeit von Alters her den Vorrang des Menschen, des geistigen Wesens, zum Ausdruck brachte, so ist es eine Grundüberzeugung vom Geistesleben, seinem Inhalt und seiner Bedeutung, die in ihm sich ein oft als recht unzulänglich empfundenes Werkzeug schuf. Wer im Zusammenhang einer Weltanschauung für Persönlichkeit eintritt, behauptet damit, daß das Geistesleben keinen bloßen Anhang der Natur, sondern eine eigentümliche Art des Seins bildet; er behauptet, daß es sich nicht in einzelne Betätigungen und Vermögen erschöpft, sondern eine ihnen überlegene und sie umfassende Einheit enthält und damit zu einem Beisichselbstsein, einem Selbstleben wird; er behauptet endlich, daß dies Selbstleben kein bloßer Sammelpunkt ihm zugeführter Elemente ist, sondern eine umwandelnde Kraft an allem Empfangenen übt und das ganze Dasein auf eine höhere Stufe hebt. Nur wenn dieses alles zutrifft, bringt Persönlichkeit etwas wesentlich Neues in unser Dasein und rechtfertigt damit den Affekt, mit dem sie von vielen ergriffen wird.

Nun aber kann das Ganze jener Behauptungen nur bestehen, wenn sich im Gesamtbilde der Wirklichkeit und unserer Stellung in ihr eingreifende Wandlungen vollziehen. An der besonderen Stelle kann keine Wahrheit haben, was nicht im Ganzen wahr und in seinen Zusammenhängen sicher begründet ist; es kann das um so weniger haben, als das menschliche Leben aus zwingender Notwendigkeit eine Gedankenwelt aufbaut und für sie eine Gültigkeit über den Menschen hinaus verlangt. Wäre jene Bewegung zur Persönlichkeit eine bloße Sonderangelegenheit des Menschen, so wäre sie, wenn überhaupt möglich, eine große Illusion, ein Sichverlaufen ins Leere. Ein Durchdringen zur Wahrheit ist sie nur, wenn das Geistesleben die Tiefe der Wirklichkeit bildet und ihr allererst ein Wesen, einen Inhalt gibt. Nur auf Grund einer neuen Weltstufe und im Zusammenhang mit ihr kann der einzelne die Wendung zur Persönlichkeit vollziehen und die Menschheit persönliches Leben erreichen. Ja, es muß jenes neue Leben, um den Menschen über die ihn empfangende und beherrschende naturhafte Ordnung hinauszuheben, als Ganzes in seiner Seele zugegen sein und wirksam werden; er muß an einer innern Unendlichkeit teilhaben, um der äußern gewachsen zu sein. So handelt es sich bei Persönlichkeit um ein neues Grundverhältnis zur Welt, um eine neue Art des Lebens und Seins. Steht aber die Sache so, so ist Persönlichkeit für den Menschen keine fertige Tatsache, die

er sich bequem und rasch aneignen könnte, kein sicherer Ausgangspunkt, auf den er sich einfach zu stellen brauchte, sondern sie bedeutet für ihn eine unermeßliche Aufgabe, sie verlangt für ihn das Erreichen eines neuen Standorts, eine Umwälzung der anfänglichen Lage. Es handelt sich hier nicht um die Entfaltung oder Ausschmückung des natürlichen Selbst, sondern um den Gewinn eines neuen Selbst. Die Wendung wird nur da den vollen Ernst und Nachdruck erlangen, wo sie auch ein entschiedenes Nein einschließt, eine Verneinung der naturhaften Selbsterhaltung, ein Hinausstreben über die bloßmenschliche Form des Geisteslebens. Das aber ist nicht möglich ohne eine gewisse Freiheit des Willens.

Die Willensfreiheit ist ein altes Problem, das schon die heftigsten Kämpfe erzeugt hat. Viele lehnen sie ab, viele treten für sie ein; dem Determinismus, als der Ansicht, daß der menschliche Wille in allen seinen Äußerungen bestimmt ist, steht der Indeterminismus gegenüber, d. h. die Annahme, daß der Wille auch eine den bestimmenden Ursachen entgegengesetzte Richtung einschlagen könnte.

Der Determinismus hat unstreitig viel für sich. Dichter als je sehen wir gerade heute den Menschen das Netz der Kausalität umschlingen. Den Grundstock seiner Natur hat der Mensch ererbt, seine weitere Entwicklung beherrschen gesellschaftliche Umgebung und Erziehung. Unser Handeln unterliegt beständig dem Einfluß der Gesamtverhältnisse, und die einzelnen Handlungen sind miteinander verkettet und durch einander bedingt. Sollte da nicht aller Widerspruch wider den Determinismus verstummen müssen? Es kann vermessen erscheinen, einem so mächtigen Strom von Augenscheinlichkeit widerstehen zu wollen. Jedenfalls kann der unmittelbare Eindruck gegen den Determinismus nicht aufkommen. Aber dennoch: mag die Freiheit ihrem nächsten Bilde nach nicht mehr sein als ein bloßer Schein, auch der Schein will erklärt, will als möglich begriffen sein, und vielleicht ist das nicht so einfach, wie es dem Determinismus erscheint. Dann unterstützt auch die Geschichte keineswegs seinen Anspruch, sich zu seinem Gegner wie die wissenschaftliche Einsicht zur unwissenschaftlichen Ansicht zu verhalten; denn schon vor Jahrtausenden lag seine Behauptung klar vor Augen, es sind aber immer wieder Gegenströmungen aufgekommen und zwar nicht nur in den Niederungen des Durchschnittslebens, sondern gerade auch auf den Höhenpunkten der geistigen Arbeit: Plato und Kant, der größte Denker des Altertums und der größte Denker der Neuzeit, waren Anhänger der Willensfreiheit. Solche Wahrnehmungen erwecken doch den Eindruck, daß der Versuch des Determinismus, alles Geschehen einer einzigen Ordnung einzufügen, nicht so leicht durchführbar ist, daß unsere Wirklichkeit mehr Verwicklungen enthält, als er zugestehen kann. Es dürfte aber allen Bedenken gegen den Determinismus vornehmlich folgendes zu Grunde liegen.

Der Determinismus, wie er sich auf der Höhe der geistigen Arbeit ausnimmt, will den geistigen und sittlichen Charakter des Lebens keineswegs zerstören, sondern ihn stärken und stützen. Wenn es nun aber in Wahrheit anders stünde, wenn ein konsequenter Determinismus alle Selbständigkeit des Menschen, alles eigene Handeln, ja allen innern Zusammenhang des Lebens zerstören müßte? Daß es aber so steht, daß mit dem Determinismus viel mehr verloren geht, als er selbst aufgeben möchte,

das ist nicht allzuschwer für jeden ersichtlich, den sein Bannkreis nicht gänzlich umfangen hält.

Der Determinismus verlegt die Macht, welche den Menschen bildet, völlig nach außen; der Mensch erscheint als eine bloße Zusammenfügung von Wirkungen aus der Umgebung, als ein Platz, an dem viele Fäden zusammentreffen und irgendwelches Gewebe bilden. Nehmen wir das streng und ergänzen oder verändern es nicht unvermerkt durch das überkommene Bild unseres Lebens und Seins, so bricht der ganze Aufbau zusammen, der uns vor Augen zu stehen scheint. Es gibt dann kein Handeln von uns, sondern nur ein Geschehen an uns, es verschwindet alle Spannung und Bedeutung der Gegenwart, da ohne unser Zutun die Zukunft aus der Vergangenheit hervorwächst. Verschwinden müßte aller innere Zusammenhang des Lebens, denn es ist schlechterdings unbegreiflich, wie jener Komplex ein Ganzes werden könnte; was wir für ein lebendiges Ich hielten, würde sich als ein Bündel einzelner Vorgänge erweisen, und rätselhaft blieb nur, wie dieses Bündel sich, wenn auch noch so irrig, ein Ganzes dünken könnte. Damit müßte aus unserer Seele alles verschwinden, was nicht aus dem Zusammentreffen jener Wirkungen hervorgeht, für Größen wie Gesinnung und Überzeugung ist hier kein Platz, auch nicht für ein zusammenhängendes Gedankenreich, sowie für eine Umarbeitung empfangener Eindrücke von innen her. Damit würde auch die Wissenschaft im alten Sinne fallen und einem bloßen Ablauf einzelner Vorstellungsreihen weichen, von denen nur unerklärt bleibt, wie sie zusammen erlebt und als unsere eigenen empfunden werden können.

Alle Sicherheit und Überzeugungskraft des Determinismus beruht auf einer Voraussetzung, die nicht so selbstverständlich ist, wie sie sich selbst gibt. Das ist die Annahme, daß unsere Welt ein geschlossenes gleichartiges System ist und daß wir diesem System mit unserem ganzen Sein in schlechthin eindeutiger Weise angehören. Dem aber widerspricht deutlich die Gesamterfahrung unseres Lebens; denn wir sehen im Menschen zwei Welten, ein Reich mechanischer Verkettung und eine bei sich selbst befindliche Wirklichkeit, zusammentreffen, und zwar bildet seine Seele nicht bloß den Schauplatz der Begegnung, sondern sie selbst wird zur Entscheidung aufgerufen; nur durch selbsttätige Aneignung hindurch kann das Geistesleben auch an dieser Stelle zur Entwicklung gelangen. Der Determinismus denkt sich die Sache denn doch allzu einfach, wenn er unser Handeln als eine bloße Folge des Überwiegens der Beweggründe auf der einen Seite gegen die auf der andern versteht; denn dabei sieht es aus, als ob die Motive gegebene und geschlossene Größen wären, die in der Seele wie Gewichte in einer Wagschale zusammenträfen und aus eigener Kraft eine Entscheidung bewirkten. Aber ist es denn so sicher, daß alles Handeln aus gegebenen Motiven erfolgt und nicht neue zugeführt werden können, das Leben sich nicht innerlich zu erhöhen vermag? Haben die Motive einen festen Wert gegenüber der Seele, ist es nicht vielmehr diese, welche ihnen aus einem Ganzen des Lebens ihren Wert erst beilegt und immer neu beilegt? Unser Leben ist doch in letzter Beziehung nicht ein bloßes Entfalten eines gegebenen Grundstocks, sondern es ist ein Stellungnehmen in dem großen Wettkampf, ein Sichselbsterringen in diesem Kampfe; gegenüber wach-

senden Zweifeln und Erschütterungen will die geistige Position immer von neuem bekräftigt sein.

Solche Anerkennung der Freiheit besagt freilich keineswegs, daß nun alles Heil des Lebens an der Wendung zur bloßen Selbsttätigkeit liege. Aus der Natur aufsteigend, unterliegen wir gewiß zunächst der Macht ihrer Verkettungen, die tief auch in das geistige Leben hineinreicht. Dennoch umfaßt das nicht den ganzen Menschen Das Mehr, welches den eigentümlichen Vorzug des Menschen begründet, wird nur dadurch begreiflich, daß in ihm auch ein Keim selbständiggeistigen Lebens gesetzt ist Dieser Keim würde aber gegenüber einer andersartigen Welt nie zur Entwicklung gelangen können, stünde er nicht in den Zusammenhängen einer geistigen Welt und wirkte nicht zu ihm die Kraft dieser Welt. Immer aber muß dem Getragenwerden von dort ein eigenes Streben entsprechen.

So finden wir den Menschen in einem eigentümlichen Gewebe von Freiheit und Notwendigkeit. Unendlich viel von dem, was der unmittelbare Eindruck als eigene Leistung gibt, ist uns ohne unser Zutun auferlegt, aber es wirkt auch vieles was wir als eine Notwendigkeit empfinden, nur durch unsere selbsttätige Aneignung hindurch. Der Kampf zwischen Freiheit und Notwendigkeit bleibt es doch, der allein dem Leben eine wahrhaftige Spannung und Gegenwart verleiht, es vor einem Sinken in einen seelenlosen Mechanismus bewahrt. Und wenn das Vermögen der Freiheit in einem gegebenen Augenblick eng begrenzt ist, so läßt der innere Zusammenhang des Menschen mit dem Ganzen der Geisteswelt auf eine Steigerungsfähigkeit vertrauen, auf die Zuführung neuer geistiger Möglichkeiten, die sich von uns ergreifen und beleben lassen.

Endlich sei auch noch daran erinnert, daß, was über die Bedeutung eigener Entscheidung für die geistige Bewegung bemerkt wurde, nicht bloß für das Individuum sondern auch für das Ganze der Menschheit und für das geschichtliche Leben gilt Auch die Geschichte baut sich als geistige nicht auf einer ein für allemal gesicherten Grundlage ruhig weiter auf, sondern auch sie hat ihren geistigen Charakter immer neu zu erringen, und es kann der Streit auch immer wieder in die Grundbehauptungen zurückgreifen. Ja, die Kultur, wie die Erfahrung sie bietet, ist letzthin nur eine besondere Behauptung, eine besondere Möglichkeit, die immer wieder bestritten werden kann und immer neu bekräftigt werden muß. Auch jeder einzelne Punkt des geschichtlichen Lebens, jede Gegenwart, steht unter einer Aufforderung und vor einer Entscheidung. Geistige Möglichkeiten stecken in der gesamten Lage, wir finden sie vor, haben sie nicht gemacht. Aber an uns und unserer geistigen Energie liegt es ob sie ergriffen und ausgebildet werden oder nicht, ob die Bewegung ins Kleinmenschliche sinkt oder zum Großgeistigen aufsteigt. Die Zeiten besitzen nicht ihre Größe von Haus aus, sie erhalten sie erst, und es ist der Mensch, der hier die Entscheidung zu vollbringen hat.

Otto Siebert.



Die Externsteine in Lippe, ein Wallfahrtsort für Kreuzfahrer.

Karl der Große hatte mit blutigem Schwerte die Sachsen zum Christentum gezwungen. Gewonnen wurden die Herzen erst durch die Predigt vom Kreuze.

Von dieser Friedensarbeit zeugen noch heute die Externsteine im Fürstentum Lippe.

Schon dem Naturfreunde und dem Erforscher der Erdoberfläche bieten sie eine höchst interessante Naturerscheinung.

Wir wanderten vom Hermannsdenkmal gegen Südosten. Dichter Wald umgab uns. Halb an der Bergwand entlang führte unser Weg. Dunkle Schluchten unter uns, düsterer Bergwald über uns. Wo sich der Wald lichtete, sahen wir an den Abhängen Rudel von Hirschen arglos und friedlich grasen.

Als die Sonne mit ihrem Scheidestrahl die Wolken purpurrot umsäumte, schauten wir vor uns, mitten aus einer Talsenkung Riesen gleich steil und schroff hohe Felsen emporsteigen. Ihr Fuß war schon vom Abendnebel umwoben. Wie kam es doch, daß sie uns so nahe erschienen und wir doch noch lange wandern mußten, ehe wir sie erreichten? Wichen sie vor uns zurück?

Links die äußersten, höchsten und schroffsten badeten ihren Fuß in dem schwarzdunkeln Wasser eines Teiches. Einer hohen Mauer mit zerrissenen und zerklüfteten Zinnen gleich starrten sie uns entgegen und hätten uns den Weg versperrt, wenn nicht zwei gegeneinander gelehnte Felsen einen Spalt offengelassen hätten gerade breit genug für die Poststraße nach Paderborn. Seitwärts schlüpften wir Fußgänger durch einen dunklen, schmalen Tunnel.

Das sind die Externsteine. Jakob Grimm deutet ihren Namen: „Die Steine nicht von heute, auch nicht von gestern, sondern von vorgestern, aus dem grauen Altertum." Dabei knüpft er an die Lesart des Namens „Egesttersteine". Kaum eine der vielfach versuchten Deutungen darf als genügend gelten.

Auch der Geologe zerbricht sich an diesen Felsen den Kopf, wenn er deren Entstehung deuten soll. Unvermittelt und plötzlich ragen aus einer Talsenkung etwa 13 kahle, schroffe, rissige und zerklüftete Felsen zackig in die Luft 35 bis 40 Meter hoch. Nur aus den Rinnen und Spalten sind Gräser und Farren, Gesträuche und verkrüppelte Bäume entsprossen.

Ähnliches sah ich im Elbsandsteingebirge und im Harz, und doch stehen diese Felsen einzigartig da.

Dort bestehen ganze Gebirgsteile aus nackten Felsen, aus denen einzelne Gruppen hervorragen. Hier im Teutoburger Walde dagegen sind die Bergrücken überall mit Erde umkleidet, und daraus steigen die Externsteine als die einzigen nackten Felsen empor.

Wer sich aber mit Volkskunde beschäftigt, wird manche Sage finden, welche die altersgrauen, verwitterten Felsen umsponnen hat.

Uns fesselt das Denkmal christlicher Kultur, welches diese Felsen tragen.

Auf den Frühstrahl, den die Morgensonne in unser Gemach sandte, schlüpften wir ins Freie, die Felsen zu besteigen. Vom Nordosten traten wir an sie heran.

Gleich am Fuße des ersten fanden wir in einem horizontalen Felsen eine halbkreisförmige Vertiefung mit einer Aushöhlung in Form und Maß eines Menschenkörpers etwa einen Fuß tief. Das ist das sogenannte Grab Christi.

Von da traten wir in die „untere Grotte". Sie ist tief in den natürlichen Felsen hinein- und aus demselben herausgehauen, hat drei ungleiche Eingänge und eine Fensteröffnung und zerfällt in zwei Abteilungen. Links befindet sich eine Seitenhöhle, unregelmäßig geformt, im Durchschnitt 2 Meter hoch, 0,65 bis 1,90 Meter breit und 5,70 Meter lang, mit besonderem engen Ausgang, daran drei Stufen tiefer die Grotte sebst, 2,90 Meter hoch, 10,20 Meter lang, 3,10 Meter breit, in welche zwei größere Eingänge von außen hineinführen. Über dem ersteren befindet sich eine flache Vertiefung, augenscheinlich ist das Bild des Gekreuzigten darin angebracht gewesen. An der Rückwand der Grotte entdeckten wir in Form einer halben Hohlkugel eine Vertiefung in den Stein gehauen und darüber in Hufeisenform eine zweite.

Aus der Bestimmung der Grotte schlossen wir, daß in der oberen Vertiefung ein Öllämpchen, in der unteren ein Weihwasserbecken befestigt gewesen sein mag. An dem Eingange in die Seitenhöhle bemerkten wir die Gestalt des Apostels Petrus mit dem Schlüssel erhaben herausgemeißelt, im Boden der Grotte eine kesselförmige Vertiefung, höchstwahrscheinlich ein Taufbecken.

Das Bemerkenswerteste war zwischen den beiden Fensteröffnungen eine lateinische Inschrift. Sie lautet in der Übersetzung:

> „Im Jahre seit der Fleischwerdung des Herrn 1115 am vierten Tage vor dem ersten (Monatsangabe fehlt) widmete dem heiligen Kreuze diesen Tempel Heinrich, Bischof von Paderborn."

An der nördlichen Seite des zweiten Felsens springt ein zwei bis drei Meter hohes Felsstück vor, zu dessen oberer Fläche noch jetzt erkennbar sechs schmale Stufen hinaufführen. Das ist die sogenannte Kanzel. Von ihr aus kann man alle Denkmäler überschauen.

Auf demselben Felsen hoch oben befindet sich die obere Kapelle. Wir erreichten sie auf gehauenen Stufen vom dritten Felsen aus, von welchem eine Brücke über die Kluft zwischen beiden hinüberführt. Sie ist 5,46 Meter lang, 3,10 Meter breit und 2,67 Meter hoch. Die östliche Wand ist offen und mit einem eisernen Geländer eingefaßt. In der südlichen Wand ist eine Nische zwischen zwei halbrund aus dem Felsen hervortretenden Säulen, ihr gegenüber an der nördlichen Wand eine zweite Nische über einem Vorsprung von drei Fuß Höhe. Auf diesem steht ein aus dem Felsen in schönen Formen herausgemeißelter Altar, in dessen Platte eine kleine viereckige Vertiefung sich befindet, zu deren beiden Seiten je ein Schlüssel hervortritt.

Das Sehenswürdigste hatten wir uns für zuletzt verspart. Es ist „das große Relief“ am ersten Felsen, nach dem Urteile von Kunstkennern „das älteste und geradezu nicht allein für Westfalen, sondern für die ganze deutsche Bildhauerkunst des zwölften Jahrhunderts das bedeutendste Werk“; es ist „das merkwürdigste Denkmal der ältesten deutschen Bildhauerkunst“.

Der Gegenstand, den es darstellt, ist so erhaben, die Auffassung so tiefsinnig und geistvoll, die Ausführung muß einstmals so künstlerisch vollendet gewesen sein, trotzdem es jetzt verwittert und beschädigt ist, daß dieses Kunstwerk noch heute die Bewunderung verdient.

Es ist aus der senkrechten Felswand herausgemeißelt ein Bild von etwa 3 Meter Breite und 3,15 Meter Höhe. Dessen lebensgroße Figuren treten etwa 3 Zentimeter hoch erhaben hervor.

Ein wagrechter, besonders hoch erhabener Steinrand, welcher wohl die Erde darstellt, scheidet dieses Bild in zwei Teile.

Unten umschlingt eine furchtbare Drachengestalt, deren Vorderleib und zwei Füße mit Löwenklauen nach vorne sichtbar sind, eine männliche, ganz unbekleidete und eine weibliche, halbbekleidete Gestalt und droht sie zu ersticken. Der Drache ist die Sünde mit ihrer Qual und ihrem Verderben; die beiden Menschen sind unsere Stammeltern in der Sünde Verstrickung. Sie können nur noch Auge und Hand erheben. Um Erlösung flehend richten sie ihr angsterfülltes Antlitz und strecken die Hände nach oben um Hilfe. Dieses Bild versinnlicht das Flehen und Sehnen der vor- und außerchristlichen Menschheit aus dem Abgrunde nach einem Erlöser.

Darüber auf der Erde steht das Kreuz.

Joseph von Arimathia und Nikodemus sind beschäftigt, den heiligen Leichnam vom Kreuze herabzunehmen. Der eine, welcher auf einem Stuhle steht, hat mit seiner rechten Hand das Kreuz über den Querbalken herüber umfaßt und läßt mit der linken den Leichnam herab, dem Nikodemus zu. Dieser linke Arm und die Füße sind an dieser Figur abgebrochen. Der andere hält mit beiden Händen den unteren Teil des Leichnams umschlossen, während dessen oberer Teil sich mit herabhängenden Armen über seine Schultern hinüberlegt. Das Haupt des Gekreuzigten wird von den Händen der Maria zur Linken gestützt, auf daß es nicht herabsinke; ihr Haupt (das zerstört ist) hat sie mit würdiger Trauer dem Gekreuzigten zugeneigt. Der ganze fromme Liebesdienst vollzieht sich ohne den Ausbruch des Schmerzes und ohne weichliche Ohnmacht. Von rechts hält der Jünger, welchen der Herr lieb hat, die Rechte wie zur Klage erhoben, in der Linken trägt er ein Buch, das Evangelium. Sorgsame Scheu und ernste Trauer spricht aus Haltung und Gesichtszügen der Männer. Joseph und Nikodemus erscheinen in römischer Kriegstracht, Maria dagegen in einem deutschen Frauengewande.

Über dem Querbalken des Kreuzes erscheint Gott der Vater, gleichsam in der Luft schwebend, das Haupt von Glorie umflossen, und schaut aus dem Himmelsraume auf das Kreuzesopfer hernieder. Mit der Rechten aber verweist er die seufzenden, hilfesuchenden Menschen auf den Gekreuzigten als ihren Erlöser, zugleich segnet er

den Leichnam des Gekreuzigten. In der Linken trägt diese Gestalt die dreigespaltene Siegesfahne mit dem griechischen Kreuze an der Spitze und am Busen in Kindesgestalt die Seele des gen Himmel Gefahrenen. Zur Rechten und zur Linken über den beiden Enden des Querbalkens sieht man Sonne und Mond, persönlich gedacht, in menschlicher Gestalt die Sonne mit sieben Strahlen, den Mond mit Andeutung einer Sichel. Beide halten sich Tücher vor, zum Ausdruck der Trauer. In ähnlicher Weise enthält auch ein Kleingemälde der Kreuzabnahme in einer Evangelienhandschrift der Königlichen Bibliothek zu München die Halbfiguren von Sonne und Mond, jene rot mit neun Strahlen um das Haupt, dieser blau mit der Sichel und beide halten sich das Gewand vor das Gesicht. Bei der Kreuzigung findet sich in dem Zeitraum vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert diese Vorstellung von Sonne und Mond vorwiegend, z. B. in den Bildern der Evangelienharmonie Otfrieds zu Wien und des Evangeliums König Ludwigs zu Berlin, des Evangeliums Egberts zu Trier. Sie deutet auf die Erzählung der Evangelisten hin, daß die Sonne ihren Schein verlor. Daß aber auch der Mond in derselben Weise am Himmel erscheint, ist freilich eine Freiheit, vielleicht begründet durch die Weissagung des Herrn, daß am Tage des Gerichts Sonne und Mond ihren Schein verlieren werden (Matth. 24, 29, Mark. 13, 24, vgl. Jes. 13, 10), da die Ereignisse bei der Kreuzigung als Vorbild des jüngsten Gerichts aufgefaßt wurden. Bei der Kreuzesabnahme jedoch findet sich diese Vorstellung von der Beteiligung der Sonne und des Mondes nicht.

Mit treffenderer Kürze läßt sich kaum der Grundgedanke des Christentums vor das Auge stellen, wie in diesem Bilde geschieht:

Christi Kreuzestod und Auferstehung erlösen dich von Gewalt, Elend und Verderben der Sünde. Über dem Grabe Adams ward Christus gekreuzigt. Der Tod ist von dem Leben, die Sünde von der Liebe bezwungen. Christus ist in der Zeit der Grabesruhe, von welcher sein Leib umfangen war, in die Hölle hinabgegangen, um den Vätern des Alten Bundes, in erster Linie Adam und Eva, zu predigen. Die alte Schlange bäumt sich in Furcht und Zorn. Während auf der linken Seite des Kreuzes Christi Leichnam herabgelassen wird, strebt voll Entsetzen unter der Erde die Schlange mit hervorquellenden Augen und zischend ausgestreckter Zunge nach rechts fort, dem Sieger zu entgehen. Merkwürdig ist, daß gerade der Moment der Kreuzesabnahme zur Versinnbildlichung der Erlösung gewählt ist. Wohl deshalb, weil in ihm Christi Versöhnungstod und seine Auferstehung sich begegnen.

So predigt dieses Bild an den Externsteinen: Willst du gerettet werden, so sieh auf den Gekreuzigten, den man ins Grab legt, damit Gott ihn auferwecke! Gott hat den Hilferuf des in Sündenbanden umstrickten Menschen erhört, da er Christum am Kreuze sterben ließ und hernach von den Toten auferweckte.

Mir scheinen diese Denkmäler einen Blick zu gewähren in die Weise, wie unter den alten Sachsen das Christentum ausgebreitet ward.

Unzweifelhaft haben die Externsteine einen Hauptort der christlichen Verkündigung unter den Sachsen gebildet, nachdem sie schon in vorchristlichen Zeiten religiösen Zwecken gedient hatten. Was hätte auch den religiösen Anschauungen dieses ger-

manischen Volksstammes als geeigneter erscheinen können, die Götter zu verehren, als dieses eigenartige Naturschauspiel: Die schreckhaften, so unvermittelt aus der Erde ragenden, zerklüfteten Felsen am rauschenden Bache inmitten der waldigen Umgebung mit ihrem geheimnisvollen Dunkel?

Ob nun die Externsteine jene „barbarischen Altäre" sind, auf welchen nach Tacitus die römischen Obersten und Hauptleute nach der Schlacht im Teutoburger Walde von den Germanen geopfert worden sind, wer weiß es, — oder ob sie der Hauptsitz des alten germanischen Lichtdienstes gewesen sind und ob Karl der Große die der Abgötterei geweihten Externsteine in einen, dem wahren Gott geweihten und mit den Bildnissen der Apostel gezierten Altar umgewandelt habe oder ob sie endlich eine Thingstatt der alten Sachsen gewesen sind, alles läßt sich nur vermuten, entscheiden läßt sich weder das eine noch das andere.

In das klare Licht der Geschichte treten sie zum ersten Male mit dem Jahre 1093. Denn nach einer Urkunde kaufte das Benediktinerkloster Abdinghof in Paderborn die Externsteine mit ihrer nächsten Umgebung in diesem Jahre.

Nun ist aber bekannt, daß gerade um diese Zeit der Bischof Weinwerk in Paderborn viele der besten deutschen Handwerker dorthin zusammenzog. So werden die christlichen Denkmäler an den Externsteinen zu dieser Zeit entstanden sein, namentlich die großartige Darstellung des Erlösungswerkes. Eine Urkunde vom Jahre 1621 bestätigt dies.

Waren schon in vorchristlicher Zeit diese Felsen von Natur dazu geeignet gewesen, eine Stätte der Götterverehrung zu sein, so lag es nahe, sie nun in eine Stätte des christlichen Gottesdienstes umzuwandeln. Die Externsteine, bei den heidnischen Sachsen eine Walstatt, wurde nun in einen Wallfahrtsort umgewandelt.

Die fleißigen Mönche lösten ihre Aufgabe mit Geschick. Zu einer Zeit, wo Tausende und Abertausende, von Glaubenseifer und Sehnsucht nach dem Grabe des Erlösers ergriffen, das Kreuz nahmen und zur Eroberung desselben nach Jerusalem zogen, weihten sie hier an den Externsteinen ein nachgebildetes Grab Jesu Christi. Denn es gab viele, welche aus irgend einem Grunde wie z. B. wegen körperlicher Gebrechen, auf die Freude, das wirkliche Grab in Jerusalem als Kreuzfahrer zu sehen, verzichten mußten und nun einen Ersatz darin fanden, zu diesem nachgebildeten Grabe zu wallfahren.

Die Kapelle oben und die Grotte unten waren dem heiligen Kreuz geweiht, wie eine Urkunde aus dem Jahre 1592 hervorhebt.

So wurden die Externsteine ein Wallfahrtsort für Kreuzfahrer, die Andachten dort „Kreuzandachten". In der Kapelle wurde alsdann für die harrende, andächtige Menge unten am Fuße des Felsens die Messe gelesen von jenen Priestern, welche als Einsiedler unten in der Grotte ein beschauliches Gebetsleben führten.

Als besonders heiliges Werk erschien es den Wallfahrern, wenn sie sich in das Grab legten und so beteten. Ergreifender und deutlicher als die Predigt der Einsiedler redete zu der versammelten Menge der Wallfahrer das große Relief am Felsen vom Elend der Sünde und von der Erlösung am Kreuze. Dann bestieg der

Prediger die Kanzel oben. Von hier aus übersah er das ganze zur Verehrung des Kreuzes Christi veranstaltete Werk: Die Grotte, den Sündenfall, die Kreuzesabnahme und das Grab Christi, und in zündenden Worten sprach er zu der Menge von den Heilstaten Gottes. Wer sich dann taufen lassen wollte, Kinder und Erwachsene, wurde in die Grotte geführt und dort getauft. Unter dem Segen entließ der Priester endlich die gläubige Menge mit dem Frieden des Gekreuzigten, Auferstandenen und gen Himmel Gefahrenen. E. Bruhn.



Die Person Jesu.

(Ein apologetischer Vortrag vor der Gemeinde gehalten.)

In einer modernen Darstellung des Wesens des Christentums ist zu lesen: Jesus gehört nicht in das Evangelium, wie er's verkündigt hat. Das ist eine sehr bedenkliche Behauptung. Denn damit wird dem Evangelium das Herz herausgeschnitten, und das Herz ist eben die Person Jesu. Darin gerade liegt das unterscheidende Merkmal des Christentums, daß es von Jesus nicht nur ausgegangen ist, sondern daß es in ihm selber ruht. Er ist in einem völlig andern Sinne der Stifter des Christentums, als Buddha, Konfuzius, Mohammed Stifter der nach ihnen benannten Religionen sind. Diese letzteren Namen haben allein ein religions*geschichtliches* Interesse. Wer Buddha, Konfuzius und Mohammed gewesen? — so zu fragen ist niemals eine Herzens- und Gewissenssache für die Menschen gewesen. In Bezug auf Jesus ist das aber der Fall. Denn nicht nur seine *Lehre* hat religiöse Bedeutung, sondern auch und in erster Linie seine *Person*. Diese seine Person ist der Brennpunkt, in dem alle Strahlen des Evangeliums zusammenlaufen; sie ist der Quell, auf den die fort und fort im Flusse befindliche Bewegung, die wir unter Christentum verstehen, zurückgeht, es sei als weltgeschichtliche Erscheinung oder als persönliche Angelegenheit einzelner Menschen. Es ist unschwer, dafür den Beweis zu erbringen. Versetzen wir uns zuerst in die Tage Jesu. Die durch ihn verursachte Erregung und Stimmung im Volke geht ganz deutlich *nicht* in der Richtung der Frage: Was bringst du? sondern Antwort suchte man bei ihm auf die andere Frage: Wer bist du? Die zu ihm ihn Beziehung traten, bekamen nur zu bald ein Bewußtsein davon, daß alles, was sie von ihm sahen und hörten, daß alles, was er redete und tat, sich letzthin um ihn selber drehe; daß seine eigene und eigentümliche Persönlichkeit die Hauptsache sei in dem Neuen, das mit ihm kund geworden. Auch hernach ist das so gewesen, wie wir aus der Schriften des Neuen Testamentes erfahren, und so ist es geblieben bis auf diese Stunde. Auch das lebendig gewordene religiöse Interesse unserer Zeit gipfelt unleugbar in der Frage: Wer war Jesus? Man ist sich im allgemeinen klar darüber: das muß wohl die Hauptfrage sein, mit der man sich zu

beschäftigen hat, ehe die übrigen ihre Klärung und Lösung finden können. Man hat wieder mehr denn je eine richtige Empfindung dafür, daß Jesus einem Menschen zu dem Besten und Nötigsten verhelfen muß, wonach ein Herz Verlangen trägt, daß man's aber nur mit und in seiner Person gewinnen kann. Niemals aber kann diese Erkenntnis ohne die Frage sein: Wer was Jesus? Nun ist es ja freilich nicht so, als wäre die Antwort darauf überhaupt noch nicht gefunden. Sie ist das Kleinod der Kirche, so lange diese existiert. Aber das enthebt uns andererseits nicht der Aufgabe, ihrer von neuem persönlich gewiß und froh zu werden. Selbständige Erkenntnis und Entscheidung ist die Bedingung jeder Überzeugung, also auch und sonderlich der Überzeugung, die der tragende Grund unseres inneren Lebens sein sein soll und muß.

Indessen ehe wir an die Behandlung unseres Themas selbst herantreten, müssen zwei Vorfragen ihre Erledigung finden. Die erste lautet: War Jesus überhaupt? die andere: War er so, wie ihn uns die Evangelien schildern?

Was die erste betrifft, so könnte jemand versucht sein zu zweifeln, daß sie überhaupt jemals ernstlich aufgeworfen sei. Aber noch ganz neuerdings hat ein Mann, der als Gelehrter und als Theologe ernst genommen sein will, einen sehr zweifelhaften Ruhm sich erworben durch den versuchten Nachweis, daß Jesus nicht existiert habe. Wie er das Christentum „erklärt aus jüdischer Aufklärung und Philosophie, sowie aus der Humanität und dem Sozialismus des römischen Kaiserreichs, so ist ihm Jesus nur die Normalfigur der christlichen Religion, aber keine geschichtliche Person, die erst hinterher angenommen wurde". Fürwahr, eine absurde Meinung, die uns da begegnet und die einer ernsten Widerlegung nicht bedarf. Man vergegenwärtige sich nur einmal dies, daß eine geschichtliche Erscheinung auf einen unpersönlichen Anfang zurückgeführt wird! Da sind von den ältesten Zeiten hervorragende Persönlichkeiten gewesen, die nach der einen oder anderen Seite der Menschheit große Impulse gegeben, die auf den Gang der Menschheitsentwicklung mehr oder weniger bestimmend eingewirkt haben. Wie ungeheuerlich nun, wenn wir diese und jene Männer ihrer Geschichtlichkeit entkleiden wollen und sie ansehen als später vorgenommene Verkörperungen gewisser Ideen und Prinzipien! Die Geistes- und Lebensströmungen, wie sie so mannigfach zu den verschiedenen Zeiten hervorgebrochen sind, gehen allesamt auf bestimmte geschichtliche Persönlichkeiten zurück und lassen sich überhaupt nur so verstehen und begreifen. Es könnte, um nur ein Beispiel namhaft zu machen, nie eine Reformation gegeben haben ohne einen Reformator; in der Persönlichkeit eines Luther liegt zweifellos der Quellort der reformatorischen Bewegung. In viel höherem Grade, mit einer noch zwingenderen Notwendigkeit weist uns die gewaltigste weltumgestaltende Lebensmacht des Christentums auf eine geschichtliche Persönlichkeit als auf ihren tatsächlichen Ausgangspunkt, wie auch ohne sie die nachfolgenden christlichen Persönlichkeiten der Apostel u. s. w. nicht zu denken sind.

So bedarf's in der Tat keiner weiteren Widerlegung dessen, was die Frage: ob Jesus gelebt habe? in sich schließt. Aber so kurzer Hand läßt sich doch die zweite nicht abweisen, ob er in Wahrheit so gewesen, wie wir ihn aus den Evangelien kennen lernen. Die Frage ist immer wieder getan worden und in unseren Tagen be-

schäftigt sie die Gemüter vielleicht mehr denn je. Von gewisser Seite wird auf das Entschiedenste der Gegensatz zwischen dem historischen und dogmatischen Jesus geltend gemacht oder zwischen Jesus, wie er wirklich war und wie ihn sich der Glaube vorgestellt. Es wird gesagt, schon in der Zeit der urchristlichen Gemeinden habe man angefangen, das Bild Jesu zu übermalen, es habe der Enthusiasmus des Glaubens ihm Züge eingefügt, die ihm ursprünglich nicht eigen waren, aus der schlichten Wirklichkeit menschlicher Erscheinung habe ihn die fromme Phantasie weit hinausgehoben. Also, um es kurz zu sagen, das Bild Jesu, wie wir es in den Evangelien vor uns haben, zum guten Teil ein Gebilde frommer Spekulation und Phantasie, so daß nun der Wissenschaft daraus die Aufgabe erwachse, erst festzustellen, was in diesem Bilde Jesu geschichtliche Wirklichkeit ist und was andererseits auf Rechnung eines Glaubens kommt, der nur zu bald sich vom Boden geschichtlicher Wirklichkeit losgelöst habe.

Wie sollen wir uns mit diesen Aufstellungen abfinden, und was haben wir darauf zu erwidern? Vorerst erinnere ich an die Ausführungen, welche in dem letzten Vortrage gegeben wurden. Wenn wir da mit vollem Vertrauen und voller Freudigkeit dem Ergebnis zustimmen konnten, daß die Evangelien keine Tendenzschriften sind, daß wir nicht die mindeste Ursache haben, an ihrer Glaubwürdigkeit zu zweifeln, so ist es ein ganz folgerichtiger Schluß: Die Annahme eines Gegensatzes zwischen historischem und dogmatischem Jesus entbehrt der objektiven Grundlage. Aber wir erheben noch andere Einwürfe. Eine Wirkung von so unvergleichlicher Art, wie sie im Umfange der ganzen Welt nunmehr seit fast zwei Jahrtausenden das Christentum hervorgebracht hat, kann unmöglich von einer Person ausgegangen sein, der man die „Größe erst später umhängt wie einen falschen Königsmantel“. Auch müßte derjenige, welcher das Bild Jesu über die Wirklichkeit hinaus zu solch einer wunderbaren Schönheit gestaltet hat, größer sein als Jesus selbst, wir müßten ihm geben, was wir Jesu entziehen. Wenn man aber daran erinnert, daß je und je zum Beispiel von Plato das Bild eines Idealmenschen in leuchtenden Farben gezeichnet worden ist, so war's eben nur ein Gedankenbild und bleibt dennoch himmelweit unterschieden von dem Bilde auch des nur sogenannten historischen Jesus. „Ein Bild wie das seinige, ehe es als ein wirkliches erschien, kann unmöglich in eines Menschen Seele gekommen sein; eine Lebensgestalt von solcher Macht nie erfahrener und empfundener Eindrücke konnte nicht hervorgehen aus dem Bewußtsein jener israelitischen Männer, von denen niemand leugnen kann, daß es sittlich unvollkommene Menschen gewesen sind, dazu religiös beschränkte und in Rücksicht auf ihre Geistesart und ihren Bildungsstand auf geringer Stufe stehende Leute.*) Endlich aber die Gewißheit unseres Glaubens, dessen wir uns grade unter Berufung auf Jesus getrösten, wird ohne Zweifel nicht unerschüttert bleiben können, wenn er auch nur zu einem Teile ein Gedicht der Menschen ist, wenn die Wirklichkeit seines Personenlebens eine von unreinen Menschenhänden so arg verzeichnete ist, wenn seine gottgewirkte Erscheinung in dem einen oder anderen Zuge zum Irrlicht wird und in ein Nebelbild bloß religiöser Stimmung

*) Vgl. Ullmann, Sündlosigkeit Jesu.

zerfließt. Doch wir dürfen ganz getrost sein. Das Bild Jesu hat nie einen anderen Urheber gehabt und kann keinen anderen haben als ihn selbst. Nicht welche Gedanken sie sich über ihn gemacht, nicht das haben die Evangelisten niedergeschrieben, sondern sie haben sein Bild gezeichnet, wie es Augen- und Ohrenzeugen in sich aufgenommen. Und daß sie sich nicht versehen und verhört haben, daß sie weder unbewußt einzelne Züge seines Bildes mißdeutet, noch gar bewußt andere umgedeutet haben, das zu erkennen dürfen wir wohl erwarten, wenn wir nunmehr an der Hand der evangelischen Erzählungen den Versuch machen, die Person Jesu uns vor die Augen zu stellen. Die Antwort aber auf die Frage: Wer war Jesus? will ich zu besserem Verständnis zu erweisen suchen durch Aufstellung der beiden Hilfsfragen: Wie war Jesus? und: Woher war Jesus?

Wir können es heutzutage kaum verstehen, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten Etliche von Jesus lehrten, er habe wohl das Gewand menschlicher Leiblichkeit getragen, sei aber kein wirklicher wahrhaftiger Mensch gewesen. Im Gegenteil, es ist ein volles, ganzes Menschenleben, das er auf Erden geführt hat von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Er wurde von einem Weibe geboren und unter das Gesetz getan als ein Glied des jüdischen Volkes. Er wuchs an Leib und Seele und nahm zu wie an Alter so an Weisheit. Er war ein Kind des Hauses und ein Schüler der Lehrer Israel. Er war seinen Eltern untertan in jeglichem Gehorsam und hatte Teil an irdischer Berufsarbeit. Er hat alle Schwächen, Bedürfnisse und Nöten des Daseins kennen gelernt, aber auch für das, was es noch an Glück und Freude umschließt, hat er Auge und Sinn gehabt. Denn nichts weniger wie sein äußeres stellt sich uns sein inneres Leben als ein menschliches dar. Gedanken, Empfindungen, Willensregungen, wie wir sie in uns vorfinden, sind auch durch seine Seele gegangen. Er hat gestrebt und gehofft, er hat gekämpft und gelitten, er hat geliebt und geeifert, er hat sich gefreut und geweint; er ist auch von all' den Versuchungen und Anfechtungen nicht unberührt geblieben, die sich uns auf Schritt und Tritt an die Ferse heften, ja sie sind stärker an ihn herangetreten als an uns. So war ihm nicht Menschliches fremd, und wie wir ihn auch ansehen, wohin wir ihn auch begleiten, in allem gibt sich Jesus zu erkennen als unser einer.*)

Dazu trägt auch sein Personenleben kein nur unbestimmtes Gepräge, es ist so durch und durch von charaktervoller Eigenart, daß ein wahrer ganzer Charakter erst durch ihn zu stande kommen muß. Aber schon diese letzte Bemerkung weist auf einen Unterschied hin, der bei aller sonstigen Gleichheit zwischen Jesus und uns sich geltend macht. Wenn uns noch niemals ein menschlicher Charakter begegnet ist, der ohne Brüche und Risse, ohne Ecken und Einseitigkeit gewesen wäre, an Jesus können wir von alledem nichts entdecken, auch beim schlechtesten Willen, muß man sagen, nicht. „Für ihn wird jene menschliche Gemütsanlage, welche wir Temperament nennen, niemals eine Fesselung sittlichen Lebens." Er ist ein Volksgenosse Israels und doch so frei von jeder nationalen Engigkeit, daß er allen Völkern zugehört. Er ist ein Kind seiner Zeit und paßt doch ohne jede Einschränkung in alle Zeiten. Er

---

*) Vergl. Luthardt, Glaubenslehre.

ist ein ganzer Mann und doch nicht im mindesten von jener einseitigen Männlichkeit, also daß auch Frauen so ganz und gar seine Freundinnen werden konnten, wie Männer seine Freunde gewesen sind. Alle diese angedeuteten Bedingungen, unter denen die Entwicklung des menschlichen Charakters vor sich geht, sind in keiner Hinsicht für Jesus so wie für uns gleichzeitige Hemmungen der Charakterentfaltung gewesen. So kann es auch nicht Wunder nehmen, daß sein Charakter sich aus scheinbar ganz widersprechenden Seiten zusammensetzt. Er ist hart und mild zugleich gegen die Kananäerin; streng und nachsichtig gegen seine Jünger; richtend und voll Erbarmen gegen seine Widersacher; rücksichtslos und fürsorglich gegen seine Mutter. Und doch ist in seinem Verhalten keine Ungereimtheit, er braucht sich niemals zu korrigieren, er gerät mit sich nirgends in Widerspruch, sondern bleibt immer in Übereinstimmung mit sich selber. Der Stärke seines Charakters entspricht niemals wie bei uns eine Schwäche. Was wir als unvereinbare Gegensätze empfinden, in ihm ist's zur vollendetsten Harmonie verbunden.

Die Wahrnehmung eines solchen Charakters hat man außer bei Jesus niemals sonst und wieder gemacht. Jeder Vergleich zwischen ihm und auch den hervorragendsten Menschen ergibt in der Beziehung einen Unterschied von außerordentlicher Größe. Worin aber hat dieser Unterschied seine letzten innersten Ursachen? Wir antworten, in einem Gegensatze, der wie eine tiefe Kluft alle Menschen von Jesus scheidet: Sie allzumal Sünder und er der Sündlose, der Heilige. Ja, die vollendete Harmonie seines Charakters ist der Widerschein und Abglanz seiner absoluten Reinheit und Heiligkeit.

Soviel es Menschen gegeben hat und noch gibt, sind sie verstrickt in die Gottwidrigkeit der Sünde und haben sie eine mehr oder weniger deutliche Erkenntnis von einem inneren Zwiespalt, der durch die Sünde in ihr inneres Leben hineingetragen ist. Die Allgemeinheit dieser Erkenntnis findet ihren Ausdruck in dem durch die ganze Menschheit sich hindurchziehenden Schuldbewußtsein Gott gegenüber. Wer das Bedürfnis hat, diese Tatsache noch ausdrücklich bestätigt zu sehen, dem könnte leicht mit hundertfachen Nachweisen gedient werden. Wir könnten ihn hören lassen ungezählte Simmen aus allen Völkern und Zeiten, Notschreie der Seele, Anklagen des Gewissens, erschütternd, wenn sie aus dem Munde der Schlechtesten kommen, am allerergreifendsten, wenn sie über die Lippen der Besten gehen. Und was wir aus ihnen heraushören, dem entspricht nur zu sehr die tausendfältige Erfahrung, die wir immer von neuem machen nicht nur in der uns umgebenden Menschenwelt, sondern vor allen Dingen an und in uns selber. Wenn es im Alten Testament heißt: „Vor dir, Herr, ist kein Lebendiger gerecht" — dagegen kann niemand etwas einwenden. Und wenn der Psalmist betet: „Herr, gehe nicht mit uns ins Gericht, denn wer kann vor dir bestehen" — so muß jedermann zustimmen, auch wenn er's ängstlich vermieden hätte, sich unter das Urteil des göttlichen Gebots zu stellen; vollends aber, wenn er gelernt hat, an diesem untrüglichen Maßstabe die Größe seiner Sünde und die Last seiner Schuld zu messen. Und nun tritt uns in Jesus eine Persönlichkeit vor Augen, die unter den Millionen von Menschen, welche über die Erde gegangen sind, die einzige Ausnahme bildet eines schuldlosen Gewissens, eines sündenreinen Lebens und flecken-

losen Wandels! Ohne Zweifel stehen wir hier vor einer Erscheinung, vor deren mehr als sonnenhellem Glanze die gesamte Menschheit wie im Schatten und Dunkel steht. Niemals aber haben auch nur im Geringsten seine Jünger und die mit ihm waren eine andere Anschauung und einen anderen Eindruck von ihm bekommen; niemals hat sie auch nur der mindeste Zweifel daran beschlichen, daß sie in ihm einen wirklich Heiligen vor sich hatten — und es war keine Stimmung und keine Lage, in der sie ihn nicht kennen gelernt hätten. Mit einer Übereinstimmung, welche auch die begeistertste Liebe an und für sich nicht hätte hervorbringen können, bezeugen sie: Er hat keine Sünde getan. Und wie ihr Zeugnis von Jesu, so ist das Zeugnis aller, die entweder nicht seine Jünger, oder gar seine erbittertsten Feinde waren. Pilatus findet keine Schuld an ihm und sein Weib schickt, daß er mit diesem Gerechten nichts zu schaffen haben soll; Judas erklärt, unschuldig Blut verraten zu haben; der eine Schächer am Kreuz spricht: Dieser hat nichts Ungeschicktes gehandelt; der Hauptmann, in tiefster Seele getroffen von dem Anblick des gekreuzigten Jesus, ruft aus: Dieser ist ein frommer Mensch gewesen, und das von Golgatha hinwegeilende Volk, das einige Stunden zuvor, stumpf und verstockt, geschrieen: Kreuzige ihn, erzittert und erbebt im Gedenken an das, was es eben von ihm gesehen und gehört hat, der auch für die Mörder gebetet.

Wie oft aber haben Pharisäer, Sadduzäer und Schriftgelehrte ihm in listigster Verschlagenheit Schlingen gestellt, und kein Mal haben sie seinen Fuß wanken sehen! Mit welch scharfen Späheraugen haben sie ihn auf Schritt und Tritt verfolgt, und auch nicht eine Spur des Unrechts haben sie entdecken können in seinen Worten, Werken und Handlungen! Sie haben es wohl fertig gebracht, ihn in unsagbarer Bosheit zu beschimpfen, und bis in die Stunden seiner Verurteilung hinein haben sie ihn keines falschen Wortes zu überführen vermocht! Was aber Keinem in jenen vergangenen Tagen gelungen ist, es ist Keinem auch in der Folgezeit geglückt. Und wieviele unheilige Hände haben sich gegen ihn erhoben, welche Künste hat man angewandt, ihm das lichte Kleid seiner Sündlosigkeit von der Schulter zu reißen! Es ist alles umsonst gewesen, auch ein Nietzsche hat's nicht vermocht. Er hat das Christentum verspotten und lästern können, wie es vielleicht noch nie geschehen ist, aber vor Jesu Person muß er stille halten in ungewollter Ehrfurcht. Wie jene Obersten des Volkes Israel mußte auch er, und muß die ganze Menschheit, Freund und Feind, in ohnmächtigem Schweigen sich Jesu Wort gefallen lassen: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?“ Und so hat er geredet, ohne das Bedürfnis und die Notwendigkeit zu empfinden, die Wahrhaftigkeit solch' unerhörten Selbstzeugnisses noch durch sonderliche Beweise zu erhärten. Es war eben der ungesuchte, ungekünstelte schlichte Ausdruck eines Selbstbewußtseins, dessen heilige Klarheit in ihm trotz aller Kämpfe und Anfechtungen völlig ungetrübt geblieben. Wie kein anderer hat er die Sünde gekannt, aber nicht aus eigener Erfahrung. So hat er die Menschen arg und böse genannt, aber er schließt sich damit nicht mit ihnen zusammen. Er mahnt sie zur Buße, aber von seiner Buße spricht er nie. Er lehrt sie Gottes Zorn fürchten, und diese Furcht kennt er nicht. Er leitet sie an, um Vergebung zu bitten, und er hat das so wenig nötig, daß er vielmehr Sündern ver-

gibt. Er zieht bei den Menschen die vorborgensten Fehler ans Licht, er ruft sein Wehe über sie aus, schwingt die Geißel über die Häupter derer, die seines Vaters Haus und Namen entweiht, aber aus seinem Munde ist niemals eine Selbstanklage gegangen. (Schluß folgt.) E. Weise.



Die Zweckmäßigkeit in der Natur.

Auf dem Gebiete der Naturphilosophie stehen zwei Parteien sich schroff und unversöhnbar gegenüber, die eine bekennt sich zum Vitalismus und zur Teleologie, die andere zum Mechanismus und zum Materialismus. Die Teleologie erkennt in allem Geschehen der belebten und unbelebten Natur einen Plan und Zweck; die transzendente Teleologie sucht ihn außerhalb unseres vorstellenden Bewußtseins liegend als unerfahrbar, die immanente Teleologie aber als unserer Erkenntnis zugängig; zu der letzteren gehört der Instinkt.

Besser als aus abstrakten Überlegungen läßt sich an konkreten Beispielen zeigen, daß sich alle Naturvorgänge nach einem zweckmäßigen, vorbedachten Plane vollziehen, also teleologisch. Wählen wir drei Beispiele, eins aus dem Tierreich, eins aus dem Pflanzenreich und eins aus der unbelebten Natur. Lange zu suchen haben wir nicht nötig, denn alles, was in der Natur geschieht, ist zweckmäßig und teleologisch. Die Raupe eines schönen Nachtfalters, des Nachtpfauenauges, Saturnia carpini, spinnt sich zur Verwandlung ein kolbenförmiges Gespinst, in dem sie zur Puppe wird; es ist von pergamentartiger Konsistenz, hinten rundlich verdickt, vorn in einen Hals ausgezogen, der offen ist; in dem Hals aber findet sich ein Verschlußapparat, der aus Spitzen besteht, die mit ihrer Basis im Kreise an der Innenwand des Halses befestigt sind, nach vorn aber mit ihren Spitzen in einem Punkte zusammentreffen. Der Apparat erinnert an unsere Fischreusen oder an den Eingang gewisser Mausfallen, nur daß bei diesen die Spitzen nach innen gekehrt sind. Kein Tier kann in das Gespinst eindringen, ist aber der Schmetterling aus der Puppe geschlüpft, so drängt er mit seinem Kopf die elastischen Spitzen auseinander, und das Tier gelangt ins Freie.

Das ist teleologisch, denn die Raupe, welche dieses kunstvolle Gespinst macht sorgt dafür, daß während der Puppendauer kein Feind in das Gehäuse eindringen daß aber der entwickelte Schmetterling dasselbe ungehindert verlassen kann.

Nach Darwin und Haeckel sind die Körperformen und Eigenschaften der Tiere in hundertausenden von Jahren langsam entstanden; antilopenartige Tiere fanden in dem von ihnen bewohnten Gebiet auf der Erde kein Futter mehr, sie mußten daher ihren Kopf in die Höhe recken, um ihre Nahrung von den Palmbäumen zu holen; dadurch wuchs ihr Hals immer länger und länger und endlich wurden sie zu Giraffen.

Wendet man diese geistreiche Theorie auf die Entstehung unseres Gespinstes an, so müßte die Raupe des Nachtpfauenauges den Hals des Gehäuses zuerst mi

einer Spitze verschlossen haben, nach hundert Jahren mit zwei, dann mit drei, und so fort, bis in vielen tausenden Jahren der Verschluß endlich fertig war. Die ersten Anfänge eines solchen Verschlusses sind aber von keinem Nutzen, der Hals des Gespinstes würde den Feinden offen stehen; daher muß der künstliche Verschluß wohl gleich in fertiger, vollkommener Weise hergestellt sein. Die langsame Entstehung wäre sinnlos, abgesehen davon, daß sie nicht beobachtet ist, aber das gilt ja von allen ähnlichen Lehren Darwins und Haeckels.

Eine Wasserpflanze der wärmeren Länder, Vallisneria spiralis, wächst untergetaucht am Boden der Gewässer; die Blüten sind getrennt in männliche und weibliche; die letzteren sitzen auf langen, spiralig gewundenen Stielen, die so lang sind, daß die Blüten, wenn sie sich strecken, bis zur Oberfläche des Wassers gehoben werden können; das geschieht zur Befruchtungszeit, und zur selben Zeit lösen sich die männlichen Blüten, welche kurz gestielt am Grunde des Wassers an der Pflanze sitzen, von dieser ab, steigen an die Wasseroberfläche und öffnen sich; durch den Wind oder durch Insekten werden nun die männlichen Pollenkörner der Staubgefäße der freischwimmenden männlichen Blüte auf die Pistille der weiblichen übertragen und nach vollzogener Befruchtung rollt sich der gestreckte Stiel der weiblichen Blüte wieder spiralig ein, um sie wieder auf den Boden des Wassers herabzuziehen, wo die Reifung des Samens erfolgt.

Diese Bewegungen der männlichen und weiblichen Blüte sind den unbewußten, zweckmäßigen, zielstrebigen instinktiven Handlungen der Tiere an die Seite zu setzen; sie sind auf die Zukunft berechnet und sind also ausgesprochen zweckmäßig und teleologisch.

Eine langsame Entstehung dieses Vorganges nach Darwin-Haeckelschem Muster wäre völlig undenkbar: die Tätigkeit der Blüten muß von Anfang an so gewesen sein, wie sie jetzt beobachtet ist.

Die Geschehnisse in der unbelebten Natur stellt die mechanistisch-materialistische Doktrin so dar, als ob hier alles nach bestimmten, festen Gesetzen geregelt wäre, den Naturgesetzen, welche einen Gott überflüssig machen; man vergißt dabei, daß, wo Gesetze sind, auch ein Gesetzgeber gewesen sein muß, denn noch nie hat ein Gesetz sich selber geschaffen.

Ausnahmen von den Naturgesetzen wären Wunder, und Wunder kommen nicht vor, lehrt der Materialismus.

Diese Lehre ist ebenso falsch wie der ganze Materialismus; allerdings gibt es Ausnahmen von allgemein giltigen Naturgesetzen und zwar solche, die einen wunderbar durchdachten, teleologischen Grund klar erkennen lassen.

Ein physikalisches Gesetz lehrt, daß die Körper in jedem Aggregatzustande, in gasförmigem, flüssigem und festem, durch die Wärme ausgedehnt werden und ihr Volumen vergrößert, durch die Kälte zusammengezogen werden und es verringern. Die Ausdehnung des Wassergases durch die Hitze benutzen wir bei den Dampfmaschinen; die Ausdehnung flüssiger Körper durch die Hitze und die Zusammenziehung durch die Kälte ist klar erkennbar an unseren Quecksilber- und Weingeistthermometern; die Ausdehnung fester Körper durch die Hitze zieht man zu Rate, wenn man an der Spirituslampe den Hals einer Flasche erwärmt, aus dem der

Glasstöpsel sich nicht herausziehen lassen will; nach kurzer Erwärmung dehnt sich der Flaschenhals und läßt nun den Stöpsel los. In sehr kalten Winternächten hören die Anwohner eines zugefrorenen Landsees nicht selten eine Detonation wie einen Kanonenschuß und am anderen Morgen sehen sie, daß ein oft fußbreiter Spalt sich quer über das Eis zieht; bei zunehmender Kälte zieht sich das Eis zusammen und so entsteht ein Spalt in demselben. Die Ausdehnung des Eises in hohen nordischen Breiten, wenn auf hohe Kältegrade niedrigere folgen, haben viele Polarreisende, so der berühmte Nansen, zu ihrem Schaden kennen gelernt; unter furchtbarem Krachen entstehen Eispressungen, die schon manches Schiff völlig zerdrückt haben.

Von der Regel, daß die Körper bei zunehmender Abkühlung ein immer kleineres Volumen annehmen, gibt es eine höchst merkwürdige Ausnahme, und die betrifft das Wasser.

Das Wasser hat das geringste Volumen bei + 4° C.; wird es noch weiter abgekühlt, so dehnt es sich wieder aus; bei 0° hat es dasselbe Volumen wie bei + 8°, und in dem Augenblick, in dem Wasser von 0° zu Eis von 0° erstarrt, steigt das Volumen plötzlich gewaltig, so daß es etwa 1/10 leichter wird als Wasser und auf demselben schwimmt, so daß von einem Eisblock, der schwimmt, 9/10 untergetaucht ist und 1/10 aus dem Wasser herausragt.

Das Volumen von Wasser beträgt bei

+ 100° C.	1,04311,	wenn man das bei + 4° = 1 setzt,
+ 50 „	1,01189	
+ 30 „	1,00419	
+ 20 „	1,00169	
+ 10 „	1,00025	
+ 8 „	1,00012	
+ 4 „	1,00000	
± 0 „	1,00082	
	von Eis	
± 0 „	1,09082	
— 10 „	1,09041	
— 20 „	1,09000	
— 30 „	1,08959	
— 40 „	1,08118	

Das Eis mag noch so stark abgekühlt werden, stets bleibt sein Volumen größer als das des Wassers, so daß es stets auf der Oberfläche desselben schwimmt.

Die Ausdehnung des Volumens des Wassers von 0° zu Eis von 0°, von 1,00082 auf 1,09082, ist eine so rapide und gewaltsame, daß Wasserflaschen, in denen Eis gefriert, durch diese Ausdehnung zersprengt werden. In graphischer Darstellung ist die Volumenveränderung des Wassers, bei anderen Körpern eine regelmäßige Kurve, hier eine auffallend gebrochene Linie. Zum Füllen von Thermometerröhren ist also Wasser in keiner Weise zu gebrauchen.

Würde das Wasser dem allgemeinen Naturgesetz folgen, so müßte im Winter bei eintretender Kälte die obere, durch die Luft abgekühlte Schicht in Gräben, Teichen und Seen zu Boden sinken, bei einer Abkühlung unter 0° müßte das an der Ober-

läche gebildete Eis ebenfalls niedersinken und die Gewässer würden von unten nach ben in eine kompakte Eismasse verwandelt; dadurch würde der Tod von allen Fischen nd den anderen im Wasser wohnenden Lebewesen herbeigeführt und das Auftauen ei milderer Temperatur würde außerordentlich langsam vor sich gehen.

Die Ausnahme, welche das Wasser von dem allgemein gültigen Naturgesetz ei seinen Volumenveränderungen unter verschiedenen Temperaturen macht, ist also öchst zweckmäßig und außerordentlich wichtig; sie läßt erkennen, daß wie überall so uch hier, nicht die blinde Mechanik, sondern ein denkendes, weises Wesen die Regeln egeben hat. Wer in der Natur die Zweckmäßigkeit nicht erkennt, ist entweder für olche Beobachtungen blind oder er will sie nicht erkennen.

Die Natur kann nur ein allmächtiges und allwissendes, allweises Wesen, ein Gott geschaffen haben. O. von Linstow.



In Bremen geht es in religiösen und kirchlichen Dingen im alten Stil eiter. Kalthofs Nachfolger im Pfarramt, Lipsius, hat ehrlicher Weise sein Amt iedergelegt. An seine Stelle ist jetzt Felden gewählt worden. Unsere älteren Leser nnen denselben; es ist jener „elsässische Pfarrer“, der s. Z. in Nordhausen einen Vorrag hielt, an dem jeder Theist Anstoß nehmen mußte. Als ich hierüber in „Gl. u. W.“ hrieb, legte Felden auf offener Postkarte bemerkenswerte Proben seiner Wohlanständigeit ab. Er hat später sein Pfarramt niedergelegt und ist erst Redakteur geworden, dann Pfarrer in einer freireligiösen (christlich-katholischen) Gemeinde in Mainz. Er wird ja denfalls eine Zierde von Kalthofs Kanzel in Bremen werden.

Neulich beschwerte sich auch die „Christl. Welt“ darüber, daß einem Kirchenzettel ufolge in mehreren Kirchen Bremens an einem Sonntag der Gottesdienst einfach ausel. Eine Zuschrift aus Bremen klärte dies für einige Kirchen auf, für andere, an denen reidenker amtieren, war dies nicht möglich. Die Herren haben eben ihren Gemeinden chts zu sagen. Ist’s ein Wunder?

Eine neue Eigenart von Pfarrer im Bremer Gebiet ist E. Baars in Wegesack. r offenbart sich in einer gedruckten Predigt über Matth. 5, 27—32 als Prediger der — eien Liebe. Man höre folgende Stellen: „Ein freies Liebesverhältnis kann unter Umänden sittlicher sein als eine staatlich erlaubte und kirchlich eingesegnete Ehe.“ „Du sollst r von der Kirche nicht einreden lassen, daß die Liebe nur dann erlaubt sei, wenn sie h den Gesetzen und der Sitte beugt. Im Gegenteil, Gesetz und Sitte haben der Liebe gehorchen“ u. a. m. Man sieht, Hilligenlei macht Schule. Vielleicht wird Herr Baars auch bald fertig bringen über Anna Boje zu predigen.

Daß es aber christliche Gemeinden gibt, die sich so etwas bieten lassen, ohne ihren Hirten“ fortzujagen, ist fast noch trauriger, als daß es solche „Hirten“, ich wollte sagen Mietlinge, gibt.

* * *

Zu den bedeutsamsten astronomischen Fragen gehört nach wie vor die Frage nach der **Bewohnbarkeit der Planeten** außerhalb der Erde. Eigentlich kann aber dabei nur **Mars** in Betracht kommen, und bei ihm scheinen die berühmten „Kanäle“ für fast übermenschliche Erbauer zu sprechen. Da ist von Interesse, was man eben über neue Photographien der Marskanäle liest. In Newyork sind telegraphische Meldungen von Professor Lowell von dem Observatorium in Flagstaff, Arizona, eingetroffen, daß die von ihm nach Südamerika entsandte Expedition Photographien vom Mars erhalten habe, die die Kanäle und Oasen auf dem Mars mit einer über alle Erwartung großen Deutlichkeit zeigen. Die Photographien wurden in den Anden in einer Höhe von 17500 Fuß aufgenommen. Sie bestätigen nach Lowells Ansicht die von ihm aufgestellten Theorien über das Wesen der Marskanäle, und sie zeigen von neuem die von der Jahreszeit abhängige Veränderung der Kanäle, die im Zusammenhange mit dem Schmelzen der Schneekappen an den Polen zu stehen scheinen. Die Annahme, daß ein System von Wasserläufen besteht, vermag allein die beobachteten Phänome zu erklären. Lowell hält die Theorie, daß die Kanäle nur Risse in der Oberfläche des Planeten wären, für unhaltbar, da sie keinerlei Erklärungen für ihre Öffnung und Schließung in allen Breiten während der verschiedenen Jahreszeiten gibt. Lowell führt in seinem kürzlich erschienenen großen Werk über den Mars und seine Kanäle aus, daß der größere Teil des Planeten eine öde, dürre Wüste ist, etwa der Sahara oder Wüste Gobi ähnlich, während auf dem übrigbleibenden Teil das im Teleskop erscheinende Netzwerk von Kanälen ein grandioses Bewässerungssystem darstellt, durch das der spärliche Wasservorrat des sterbenden Planeten in jedem Jahre von dem schmelzenden Polarschnee zu dem bebauten Lande über den Mars hingeführt wird. Diese Kanäle sind in einigen Fällen gegen 3000 englische Meilen lang und sechzig Meilen breit. Ihre Geradheit und die systematische Art, in der sie die Oberfläche des Mars überziehen, führen nach Lowell unbedingt zu dem Schluß daß sie durch planvolle Arbeit entstehen und die titanischen Werke einer intelligenten kraftvollen Bevölkerung darstellen, die den Kampf gegen die harten Lebensbedingungen eines ersterbenden Planeten führen.

Zu derselben Sache hat sich kürzlich Hofrat Palisa in Wien in der „Deutsche Revue“ folgendermaßen geäußert: Man kann zunächst nur sagen, daß die Existenz vo Marsmenschen ganz gut möglich ist, weil ja dafür alle uns geläufigen Bedingungen ge gegeben sind. Man ist aber weiter gegangen und hat in den Marskanälen gerade Werke von Menschenhand erblickt. In der Tat ist der immer regelmäßige, oft schnurgerade und manchmal mit der Nordsüdrichtung zusammenfallende Zug dieser Gebilde ei hervorragendes Moment für diese Behauptung. Ob diese Kanäle in der Tat in ihre ganzen Länge von derselben Breite sind oder nur eine Aneinanderreihung von punktförmige Gebilden, immer neigt man der Anschauung zu, daß diese Regelmäßigkeit nicht ganz de blinden Natur zuzuschreiben ist. Man ist darüber fast einig, daß die Entstehung de Kanäle, bezw. das Sichtbarwerden, mit dem Abströmen der Gewässer von den Polen gege den Äquator zusammenhängt, und da ist es ungemein aufgefallen, daß, wenn die Kanäl Gebilde der freiwaltenden Natur wären, sie nicht über den Äquator reichen könnte sondern vor ihm Halt machen müßten. Daß diese Kanäle aber noch weiter über de Äquator sich hinziehen, ist das wichtigste Argument dafür, daß es hier nicht ganz mi natürlichen Dingen zugeht, sondern daß Menschen eingegriffen haben; nicht einmal di Existenz der Kanäle spricht so für die Anwesenheit von Menschen als gerade dieser Um stand. Und nun lassen wir der Phantasie noch ein wenig mehr Spielraum. Wenn Mar Wasser besitzt, so ist das von uns als Wasseransammlungen angesehene Areal so klei daß man füglich von einer großen Wasserarmut sprechen kann. Man wird auch dari durch das so selten vorkommende Auftreten von Wolkenbildungen bestärkt. Um nu dieses so wichtige Lebenselement so intensiv als möglich auszunutzen, muß es übera dorthin geleitet werden, wo fruchtbarer Boden vorkommt. Die Marsbewohner habe

daher dem Wasser seinen Lauf durch Anlagen vorgeschrieben, längs derer sich dann, sobald das befruchtende Naß eintrifft, Vegetation entwickelt. Das Eingreifen der Marsbewohner hat wesentlich zu diesen regelmäßigen Bildungen, die die Kanäle bieten, beigetragen. Es ist dabei selbstverständlich, daß die Gebilde, die wir als Kanal sehen, nicht in ihrer vollen Breite eine Wasserführung sind, sondern es kann in der Tat nur ein sehr schmaler Streifen sein, von dem aus das umliegende Land bewässert wird. Daß aber das Wasser über den Äquator hinüberfließt, dazu dürften die Marsbewohner eigene Hebevorrichtungen getroffen haben, da, wie gesagt, diese Erscheinung sich sonst schwer erklären läßt. Begeben wir uns zum Schlusse an einen Punkt im Weltraume, der vom Mars ebenso weit weg ist als die Erde und als die Erde vom Mars; ich nehme nun an, daß wir gar nichts von der Menschheit des Erdballs wüßten und nur mit Fernrohren beide Himmelskörper betrachten würden; es käme dann ein Engel und sagte uns, einer dieser beiden Planeten sei von intelligenten Wesen bewohnt und wir sollten raten, welcher es sei, so würden wir sicher auf Mars raten und nicht auf die Erde; denn die Erde bietet, soweit wir uns ein Bild davon machen können, nichts, was den auf dem Mars vor sich gehenden Veränderungen gleich wäre, und verrät durch kein Zeichen unsere Anwesenheit. Wenn wir aber zugeben, daß Mars von Menschen bewohnt ist, dann können wir bei dem Umstande, daß Mars wahrscheinlich viel früher organisches Leben beherbergen konnte als die Erde, noch die weitere Folgerung ziehen, daß diese Menschen weiter in der Kultur und in den Wissenschaften vorgeschritten sind als wir. Ihre größte Sorge wird aber stets die weiseste Ausnutzung des vorhandenen Wasservorrats sein müssen.

Das sind ja alles interessante Dinge, trotzdem müssen wir uns zunächst noch abwartend verhalten. Eines ist uns übrigens bei alledem hochinteressant: wie sicher man von den planvollen Kanälen auf einen geistigen Urheber schließt. Ob die Betreffenden auch ebenso von der planvollen Gesamtwelt auf einen persönlichen Schöpfer schließen?

E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Bremer Beiträge Heft 4. O. Pfleiderer „Die Mystik der deutschen Theologie". Der Verfasser freut sich, daß die Mystik wieder zu Ehren kommt und im Verlage von Diederichs in Jena Werke alter Mystiker erscheinen, so „Das Büchlein vom vollkommenen Leben, eine deutsche Theologie". Aus Mystik und Renaissance, führt er aus, ist Luthers Reformation entstanden, und sie ergänzen sich harmonisch besonders in Goethes Weltbild und Lebensideal, „der das Prinzip der protestantischen Ethik, von seinen kirchlichen Eierschalen befreit, in leuchtender Klarheit und Wahrheit uns vorhält". — W. Grosse kritisiert in dem Aufsatz „Das Wesen des Monismus," Haeckels philosophische Anschauungen ungünstig, von denen die Kalthoffs erheblich abweichen.

Der Türmer Heft 11. Dag. v. Gerhardt-Amyntor macht sich in der Frage „Ein Monistenbund?" über diesen und Haeckels seichte „Salonphilosophie" lustig

und meint, daß ein freiverstandenes, innerliches Christentum eine bessere Weltanschauung gewährt als der übrigens nicht neue, sondern uralte und nur „neu aufgeplättete" Monismus.

Globus Heft 2—4. In „den Anfängen der Religion und Zauberei" kommt A. Vierkandt zu dem Ergebnis, daß dem Animismus, der gewöhnlich für die älteste geltenden Religionsform, noch zwei niedrigere, also präanimistische, Stufen vorausgehen, die von keiner Beseelung wissen, nämlich die Vorstellung von gewissen zauberkräftigen Stoffen und Körpern und die anthropomorphische Auffassung der Natur, welche Sternbilder, Tiere u. s. w. für menschenähnliche oder von Menschen gebildete Wesen hält. Ferner — und das gewiß — habe die Religion zwei verschiedenartige Wurzeln, die Zauberei und den Geisterglauben.

Religion und Geisteskultur Heft 3. E. Tröltsch beschreibt „den Begriff des Glaubens" als das Erkenntnismoment der christlichen Religion mit starker Betonung seiner praktisch-religiösen Bedingtheit und hofft, daß die richtige Einsicht in seine praktische Bedeutung die heutige Erschütterung der Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit des Glaubens überstehen hilft. Fr. Walther trägt „Eine neue Theorie über das Wesen der Religion" vor. Diese sei dem Verstande nicht so fremd, wie die gewöhnliche Ansicht lehrt, sondern vielmehr die Grundlage der Verstandesbildung und eine umfassende Weltanschauung, die nach den Regeln des Denkens entsteht. O. Ewald beschreibt in „Personalismus und Universalismus im Gottesbegriff" im Anschluß an Simmels Werk „Die Religion" die asketische Form der Frömmigkeit, welche das Göttliche über die Welt erhebt, und die immanente, die Gott in der Welt und die Welt in Gott findet. — Auf die Frage: „In welchem Sinne ist Jesus unser Erlöser?" antwortet Vitalis Norström, Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion" folgend, daß er nach moderner Auffassung dies zwar nicht im paulinischen Sinne sei, aber wohl das wenigstens bisher einzige zugleich konkrete und universale Ideal, das uns göttliches Leben und unsre Bestimmung kennen lehrt. — Dagegen stellt K. Girgensohn die Frage: „Warum halten auch moderne Christen am kirchlichen Bekenntnis zur Gottheit Christi?" Darum, weil Er ihnen von sich aus, aus eigener Vollmacht, an Gottes Stelle tretend, die Schuld vergeben hat.

Zeitschrift für Religionspsychologie Heft 2. In dem Aufsatz „Naturwissenschaft und Theologie in puncto Schuld und Zwang" vermittelt G. Vorbrodt zwischen den Anschauungen der beiden Wissenschaften. In Heft 3 behandelt er als eine Grundfrage der „Biblischen Religionspsychologie" die Eingliederung und Methodik der biblischen Psychologie vom theologischen und religionspsychologischen Gesichtspunkte aus und tritt im Gegensatz zu der vorherrschenden historischen und metaphysischen Methode für die Empirie ein.

2. Bücher.

E. Cremer, Pastor Lic., Was ist Christentum? Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907. 302 S. — Der Verf. beantwortet mit einer Reihe von anderen Autoren (darunter auch Bornhäuser, Lütgert, Lemme, Schäder, Schöler, Riggenbach) die Hauptfragen des Christentums in einer meist wohltuenden Weise. Besonders gut gefiel mir „Gibt es einen Gott?" von Lemme, „Das Wunder" von Schöler, „Auferstehung" von Wilde, „Was ist Glaube? von Kögel. Ich kann allerdings die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Aufsätze zumeist wohl Christen in ihrem Glauben stärken werden, aber daß sie den verstandesmäßigen Zweifler — und das sind gerade die Zweifler unserer Zeit — nicht überzeugen werden. Hoppe behandelt „Wie ist die Welt entstanden?" in gewohnter Weise, indem er den Entwicklungsmodus leugnet. Sehr bezeichnend aber ist, daß er ihm hinterher doch nicht entfliehen kann, allerdings unter Benutzung anderer Wörter, worauf ich in meinem Artikel S. 312 näher eingegangen bin. Dt.

G. Lasson, Pf., Die Schöpfung. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1907. 72 S., 1,20 Mk. — Anregende Betrachtungen über den Schöpfungsbericht der Genesis.

H. Welzhofer, Die großen Religionsstifter Buddha, Jesus, Mohammed. 1.—3. Tausend. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1907. 265 S., 1,40 Mk. — Dies Buch gehört zu den heute ins Volk geworfenen billigen Büchern, welche es irre führen, indem die christliche Religion und ihr Stifter mit dem Brustton der Überzeugung als minderwertig dargestellt wird. Der Verf. stellt Mohammed tatsächlich über Christus. Kenner haben genug von ihm, wenn sie Behauptungen wie die lesen, daß das Lukas-Evangelium nicht vor der Mitte des 2. Jahrhunderts niedergeschrieben sei. Dt.

Paul Johannes, Die Rettung der Menschen durch Christum in neuer Weise aus der Schrift entwickelt. I. Teil: Die objektive Seite. VII u. 402 S., 3,60 Mk. II. Teil: Die subjektive Seite. VII u. 631 S., 4,80 Mk. Meißen, H. W. Schlimpert, 1905. — Der ungenannte Verfasser behandelt in den beiden Bänden seines dogmatischen Werkes die Heilsdarbietung und Heilsaneignung. Die neue Weise, in der er seine Aufgabe löst, besteht darin, daß er an die biblisch-evangelischen Glaubenswahrheiten nicht, wie es vielfach sonst geschieht — hier setzt er sich mit Ritschl und auch mit Beck auseinander — mit der Auffassung einer bestimmten theologischen Richtung herantritt, sondern die Heilswahrheit streng aus den Schriftaussagen entwickelt. Das Werk zeichnet sich durch große Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Objektivität aus. Sa.

Auch in diesem Jahr weisen wir im folgenden auf eine Reihe von empfehlenswerten Büchern für den Weihnachtstisch hin:

J. Boehmer, Lic. Dr., Martin Luthers Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben. Stuttg., Deutsche Verl.-Anstalt, 1907. 832 S. Geb. 6 Mk. — Was weiß unser Volk von Luther? Im Grunde gewiß sehr wenig. Dieses unglaublich billige Buch ist geeignet, dem abzuhelfen, es gehört als Hausbuch in jede evangelische Familie. Die Sprache dieser Auswahl seiner Werke ist der Schriftsprache der Gegenwart angenähert.

Geyer und Rittelmeyer, Pfarrer in Nürnberg, Gott und die Seele. 2.—4. Aufl. Ulm, H. Kerler, 1907. 613 S. Geb. 7,50 Mk. — Eine sehr empfehlenswerte Predigtsammlung, die sich als Festgeschenk wohl eignet. Diese Predigten greifen in das moderne Geistesleben hinein und wissen so, sehr anziehend und kräftig zu dem modernen Menschen zu sprechen.

W. Schmidt, Prof. Dr., Der Kampf um den Sinn des Lebens. 2 Bände. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1907. 346 u. 320 S., geb. je 6 Mk. — Dies Werk schildert in anregenden Bildern Leben und Lebensanschauung von Dante, Milton, Voltaire, Rousseau, Carlyle und Ibsen und damit die sich ablösenden Geistesströmungen der Zeiten dieser Männer, immer auf deren Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens eingehend. Sehr zu empfehlen.

Eine Reihe prächtiger Geschenkbände (zu nur je 2,50 Mk.) bietet uns die Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit". Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Sie sind sehr schön ausgestattet und bringen jedesmal eine treffliche Auswahl aus den Schriften des betreffenden Mannes. Wir haben schon eine große Zahl empfohlen. Vor uns liegen wieder einige: Hans Sachs von R. Joozmann, Trojan von E. Kloß, E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften von E. Istel und K. E. von Baer von R. Stölzle; jeder Band ist in seiner Weise interessant und bemerkenswert.

Einen ähnlichen Zweck verfolgen die „Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker", herausg. von Dr. E. Dennert. Hamburg, Rauhes Haus. Je 9—10 Bogen, eleg. kart. 1,90 Mk., in Subskr. 1,70 Mk. — Wir haben die ersten Bände mit Kant, Kierkegaard, Kingsley und Tauler bereits empfohlen. Jetzt sind als neue Bände erschienen A. Tholuck, „Immer geknickt, nie zerbrochen!" von dem bedeutenden Schüler Tholucks Prof. Dr. L. Witte, und Geiler von Kaisersberg, „Der Leib

unterwegs, das Herz daheim!" von Lic. A. Bruckner. Das sind zwei markante Persönlichkeiten, die hier in ganz trefflicher Auswahl aus ihren Schriften über Gott, Seele und Welt zu uns reden. Diese Bände seien unsern Lesern als billige und doch schöne Geschenkbücher sehr lebhaft empfohlen.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1906—1907. 22. Jahrgang. Freiburg, Herders Verlag, 1807. 484 S., geb. 7 Mk. — Wer einem naturwissenschaftlich Interessierten eine dauernde Freude machen will, der schenke ihm dieses von uns jährlich warm empfohlene Jahrbuch. Es bietet eine große Quelle der Belehrung über alle Gebiete der Naturwissenschaft.

J. M. Sick, Der Hochlandspfarrer. 4. Aufl., sowie J. M. Sick, Jungfrau Else, beide Stuttgart, J. F. Steinkopf. — Zwei edle Romane aus dem Dänischen, die ich gerne und mit Interesse gelesen habe, besonders den zweiten. Ein eigenartiger Heimatsduft liegt über ihnen, und deshalb müssen sie jeden anmuten. Der zweite schließt übrigens mit einem Problem: die Vereinigung zweier Liebenden, aber im Glauben Getrennten, das m. E. eine Fortsetzung erwarten läßt. Die Übersetzung von P. Klaiber ist recht gut.

Die Neue Christoterpe 1908. Herausg. von A. Bartels und O. Frommel. 390 S., geb. 4 Mk. — Dieser 29. Jahrgang der beliebten Christoterpe enthält wieder viel Schönes: von R. Kögel eine nachgelassene Schrift über Friedrich Wilhelm I., von K. von Hase über das Kreuz in Kunst, Sage und Geschichte, von O. Frommel eine apologetische Betrachtung über das Leben nach dem Tode, Novellen von Oeser, P. Kornelius, Gedichte von Knodt, R. Pfannschmidt und vieles andere, so daß es hier wieder heißt: Wer Gutes bringt, wird manchem etwas bringen. Dabei ist das wertvolle Buch jetzt um 1 Mk. billiger geworden.

K. Papke, Der Hilligenlei-Finder. Eine Geschichte aus dem Leben. Barmen, E. Biermann. 357 S. — Das ist in der Tat eine „Geschichte aus dem Leben", von diesem Hans August, der das heilige Land sucht und findet. Sie mutet z. T. geradezu wie eine Biographie an, man liest sie gern und mit Interesse. Nur eines ist bedauerlich: der Titel und die Tendenz gegen Frenssens „Hilligenlei", denn dagegen kommt dieses Buch leider nicht an, weil ihm die Kraft der Sprache Frenssens fehlt, und ohne diese wird es auf Frenssen-Freunde kaum wirken. Damit soll übrigens kein Tadel gegen die Sprache dieses Buches ausgesprochen werden, sie ist edel und schön. Dt.

P. Karig, Dein Wort ist meines Fußes Leuchte. Christl. Ver. im nördl. Deutschl., 1906. 382 S., geb. 1,60 Mk. — Predigten für die 1. Hälfte des Kirchenjahres: gläubig, kernig, praktisch.

P. Strauß, Sonnenstrahlen und andere Geschichten. Ebenda, 1906. 163 S., geb. 1,20 Mk. — Einfache Geschichten von Menschen, die durch ihren Glauben für andere zu Sonnenstrahlen werden.

M. Lörcher, Die Sennerei in den Vogesen. Ebenda, 1906. 195 S., 1,20 Mk. — Schildert Land und Leute an der französischen Grenze seit dem letzten Krieg.

H. Kühnle, In alle Welt. Hundert Missionserzählungen für Kinder. Basel, Missionsbuchh. 204 S. — Ein guter Gedanke wird hier verwirklicht: Erzählungen für Kinder aus allen Missionsgebieten. Zu empfehlen.

H. Berthold, Kampf und Sieg. Kassel, E. Röttger, geb. 1,40 Mk. — Eine Erzählung „aus heidnischer Vorzeit", die wir gern empfehlen.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.